



Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	}	gegen	13 M.	50	§
Für ein halbes Jahr		Boraus-	7 M.	—	§
Für ein Vierteljahr		bezah-	4 M.	—	§
Für einen Monat		lung	1 M.	50	§
Tagweise für einen Band			— M.	6	§

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	}	gegen	16 M.	—	§
Für ein halbes Jahr		Boraus-	9 M.	—	§
Für ein Vierteljahr		bezah-	5 M.	—	§
Für einen Monat		lung	2 M.	—	§
Tagweise für einen Band			— M.	10	§

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Zur Ausführung von buchhändlerischen Aufträgen empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29. Kaufingerstraße 29.

29,136.

P.O. germ.

1950^u (2)

Lindau

Kleine Geschichten

von


P a u l L i n d a u.

Zweiter Band.



Leipzig,

Verlag von Friedrich Fleischer.

1872.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<u>Ein aufgefangener Brief</u>	1
<u>In Folge einer Wette</u>	43
<u>Der Tod der Frau Baronin</u>	109

Ein aufgefangener Brief.



1.

Es klingt wie ein Roman und doch ist es die lautere Wahrheit, die ich hier erzähle. Nur die Namen sind verändert. Vor einigen Wochen erhielt ich von einem meiner Freunde aus Versailles einen ungewöhnlich dicken Feldpostbrief. Ein hoffnungsvoller Premierlieutenant aus G..., der sich in dem Feldzuge das Eiserne Kreuz verdient hat, hatte eine Ballonpost aufgefangen und schickte mir einen ganzen Haufen von Privatbriefen, die allerdings strategisch gar keine Bedeutung hatten und auch sonst ziemlich gleichgültig waren. Und doch, welche Ueberraschung wurde mir durch einen derselben bereitet! Dieser Brief lautet:

„Paris, 30. September 1870.

Meine liebe Hortense!

Gott gebe, daß dieser Brief in Deine Hände gelangt. Wir sind jetzt ganz und gar von der übrigen Welt abgeschlossen und ich bin zu alt, um an die Zuverlässigkeit der neuen Postverbindung zu glauben. Ich riichte diesen Brief daher so ein, daß er von Jedem ge-

lesen werden kann. Fällt der Ballon, welchem ich ihn anvertraue, auf dem noch unter französischer Gewalt stehenden oder auf neutralem Gebiet zu Boden, so wird er Dir ohne Zweifel zugesandt werden. Ich hege aber sogar die Hoffnung, daß Du diesen Brief erhalten wirst, wenn auch der Ballon von den Preußen aufgegriffen werden sollte. Ich setze bei Denen, welche jetzt unsere Feinde sind, und mit denen ich durch Familienverbindungen innig verknüpft bin, die Hochherzigkeit voraus, daß sie einem Greise, der die Schmach seines Vaterlandes erleben mußte, und der sich jetzt in einer belagerten Stadt, fern von seinem einzigen Kinde und fern von seinem Schwiegersohn befindet, die Freude bereiten werden, seiner geliebten Tochter Nachrichten über ihn und ihren Gemahl nicht vorzuenthalten. Ja, meine liebe Hortense, Dein Mann, den Du beweintest, lebt. Lege die Trauer wieder ab und nimm den Schleier von Deinen schönen Augen, erwache auch Du zu einem neuen Leben! Er lebt! Ich habe von Ducrot, den ich gestern sprach, die bestimmte Nachricht erhalten, daß Gaston als Kriegsgefangener nach Deutschland abgeführt ist. Ducrot hat ihn nach der Capitulation von Sedan noch gesprochen. Hoffentlich hast Du es schon erfahren, denn ich setze voraus, daß Gaston seinen Starrsinn überwunden und Deiner Tante trotz allen Grolls, den er gegen sie und ihren Mann hegt, von seiner jetzigen Lage Kenntniß gegeben hat. Wärest Du mir doch gefolgt, mein Kind! Hättest Du den Gedanken, den geliebten Todten auf dem Schlachtfeld aufzusuchen und ihn selbst zu bestatten, auf-

gegeben, so würde ich Dich doch wenigstens in meiner Nähe haben. So bin ich in dieser unruhvollen Zeit in gänzlicher Ungewißheit über Dich und über Alles, was vorgeht. Ich hoffe nur, daß Du unserer Verabredung gemäß von Sedan aus über Belgien zu Deiner Tante gereist und jetzt sicher geborgen bist. Bist Du mit Gaston vereint, so will ich dem Schicksal nicht grollen. Aber es ist ja Alles möglich; und möglich ist auch, daß Du nicht einmal von seinem Dasein etwas weißt und erst durch diesen Brief auf Umwegen die tröstliche Wahrheit erfährst. Daß wir von Gaston direct keinen Brief erhalten haben, wundert mich nicht. Hier leben Hunderte und Tausende, welche über das Schicksal ihrer Angehörigen, die bei Sedan gekämpft haben, vollkommen im Unklaren sind. Gaston mag geschrieben haben, der Brief ist aber nicht mehr zu uns gelangt. Solltest Du Gaston noch nicht gesehen haben, so wird es Dir jedenfalls keine Mühe verursachen, ihn zu finden. Wende Dich gleich an die oberste Behörde; einer freundlichen Aufnahme Deiner Bitte darfst Du im Voraus gewiß sein. Berufe Dich auf Deinen Onkel! Von mir, mein liebes Kind, kann ich Dir nur sagen, daß ich mich den Umständen nach wohl befinde und den Augenblick herbeisehne, wo dieser entsetzliche Krieg sein Ende erreicht haben wird. Je schmerzlicher die Trennung war, desto freudenreicher wird die Stunde der Wiedervereinigung sein. Materiell leide ich unter der Belagerung nicht, Speisekammer und Keller sind noch auf viele Monate gefüllt. Mit der Gesundheit geht es gut. De Ligny

hat sich bei mir häuslich niedergelassen und ist für mich in der Einsamkeit ein wahrer Trost.

Dein

Dich herzlich liebender Vater
Vicomte Leon de Nanteuil."

Auf dem Couvert stand: „Madame Hortense de Brouillac, per Adresse Frau Generalin von G. Neudorf bei Swinemünde. Pommern.“

Der Brief machte auf mich, wie gesagt, einen ganz ungewöhnlichen Eindruck. Ich kannte den alten Vicomte gut, hatte manche glückliche Stunde in seinem gastfreien Hause in Paris zugebracht und hatte sogar unter dem Vorwande, seine Tochter im Deutschen zu unterrichten, für die reizende Hortense ein lebhafteres Interesse gewonnen, als es vom Sprachlehrer verlangt wird. Und es unterlag gar keinem Zweifel, Hortense behandelte auch mich viel freundlicher als alle Anderen.

Es ist nun über zehn Jahre her, als ich sie wenige Tage vor meiner Abreise aus Paris zum letzten Male sah. Sie wollte immer nicht glauben, daß ich abreisen würde, sie lachte mich aus, wenn ich davon sprach, und sagte mir:

„Es gefällt Ihnen ja viel zu gut bei uns. Glauben Sie denn, daß Sie interessanter werden dadurch, daß Sie sich beständig als einen Gegenstand hinstellen, dessen Verlust uns unmittelbar bevorsteht? Sie bleiben bei uns und zwar dauernd. Ich bitte.“

„Fräulein Hortense,“ erwiderte ich, „es giebt nur eine Möglichkeit, welche mich in meinem festen Beschluß,

in mein Vaterland zurückzukehren, wankend machen könnte.“

„Und diese Möglichkeit wäre?“ fragte sie ohne alle Geziertheit.

„Darauf kann ich Ihnen keine Antwort geben. Ich müßte befürchten, Ihnen zu mißfallen, wenn ich diese Möglichkeit vor Ihnen erörterte, und ich wünschte doch lebhaft, bei meinem Abschied wenigstens die Genugthuung zu haben, daß Sie auch fernerhin mit ungetrübter Freundlichkeit meiner gedenken.“

Hortense richtete ihre großen blauen Augen auf mich, sah mich eine Weile schweigsam an und sagte dann sehr langsam und mit Betonung eines jeden Wortes:

„Ich glaube Sie zu verstehen. Am 25. März ist mein Geburtstag, Sie werden eingeladen werden, ich reservire Ihnen die erste Quadrille und dann werde ich Ihnen sagen, ob Sie abreisen sollen oder nicht. Was auch geschehen möge, Sie wissen, wie ich von Ihnen denke, und wissen, daß ich Sie nie vergessen werde.“ Sie reichte mir die Hand, die ich langsam an meine Lippen brachte, ohne daß sie dieselbe zurückzuziehen versucht hätte.

Ich stand auf, nahm meinen Hut, verbeugte mich ceremoniell und sagte beim Abschied: „Auf Wiedersehen am 25. März!“

Als ich mich auf der Straße befand, wandte ich mich noch einmal nach dem Hôtel de Mantueil um und gewahrte Hortense, die am Fenster stand und mir nachsah. Ich bemerkte auch eine Bewegung mit dem Taschen-

tuche, und es schien mir fast, als ob sie mit demselben ihre Augen trocknete. Ich ging trotz der ziemlich empfindlichen Märzkalte langsamer als sonst die Rue de Seine entlang — das Hôtel des Vicomte liegt in dem Aristokratenviertel, dem Faubourg Saint Germain — und überlegte mir Alles, was vorgefallen war. Kein Zweifel, ich hatte eine verschämte Liebeserklärung gemacht, ohne es eigentlich zu wollen, und Hortense hatte dieselbe recht liebenswürdig aufgenommen. Dies Bewußtsein genügte, um den bisher verborgenen Funken zu hellem Feuer der Leidenschaft anzufachen. In diesem Augenblick liebte ich Hortense so wahr, so aufrichtig, wie man lieben kann — ich war davon wenigstens tief durchdrungen — und die nüchternen Erwägungen des Verstandes vermochten die hell auflobernde Flamme nicht zu ersticken. Zu nüchternen Erwägungen war allerdings vollauf Grund vorhanden. Sie, die reiche Erbin, die Trägerin eines großen Namens, die begehrte Schönheit der edelsten Sprossen Frankreichs, ich, ein deutscher Philolog, der im fünften Stockwerk der Rue Richer eine zwar gemüthliche, aber höchst beschränkte Wohnung, nämlich ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer, inne hatte, ohne Namen, ohne Vermögen, sechsundzwanzig Jahre alt, mit einer bescheidenen Gegenwart und einer ganz ungewissen Zukunft — die Partien waren nicht gleich vertheilt.

Uebermorgen also war ihr Geburtstag! Ich bestellte ein sehr elegantes Bouquet und sattelte meinen Pegasus. Die himmlische Freude, welche ich empfand, einem liebens-

würdigen, schönen, reizenden Kinde wirkliche Theilnahme einzuflößen, und das Ungestüm meiner eigenen Leidenschaft verhinderten nicht, daß ich am 24. Abends bis tief in die Nacht hinein schlechte Verse machte und in Ermangelung der Fähigkeit, Reime zu Gedanken zu finden, Gedanken zu Reimen machte. Die stereotype Einladung: „Herr K. K. wird gebeten, den Abend des 25. bei dem Vicomte de Manteuil zuzubringen. Man wird tanzen“, - hatte ich pünktlich erhalten. Am 25. zur Besuchsstunde gegen Mittag fuhr ich mit meinem Strauß und dem Gedicht, das ich verstopfen in der Tasche geborgen hatte, bei dem Vicomte vor.

Im Salon war eine große Anzahl glückwünschender Freunde und Bekannte versammelt. Hortense mußte auf jede Freundlichkeit etwas Freundliches erwidern und war von allen Seiten so in Anspruch genommen, daß ich mich darauf beschränken mußte, ihr das Bouquet mit den üblichen Redensarten zu überreichen, auf das sie den üblichen Dank erwiderte. Ich konnte ihr jedoch in aller Eile noch zuflüstern: „Ich habe recht schlechte Verse gemacht, mein Fräulein,“ und sie fand Gelegenheit, mir darauf eben so schnell und leise, wie ich gesprochen hatte, zu erwidern: „Dann sorgen Sie dafür, daß die Verse an ihre Adresse kommen.“

Während die meisten Gäste an dem Kamin Platz genommen, trat ich an den Büchertisch, nahm „Die Reise im Zickzack“ von Löffler in die Hand und legte mein, beiläufig bemerkt, durchaus ehrerbietig gehaltenes Gelegenheitsgedicht hinein. Darauf verabschiedete ich

mich, da ich in dem Salon nichts mehr zu thun hatte, und Hortense blinzelte mir einverständnisvoll mit den Augen zu, deutete auf den Büchertisch und sagte leise: „Ich weiß, ich habe es gesehen;“ sie setzte laut hinzu: „Also auf heute Abend.“ Ich grüßte die Gesellschaft und entfernte mich.

Ich verbrachte den Nachmittag in der größten Aufregung, ich lief von einem Café in das andere, besuchte die Ateliers mir befreundeter Künstler — nirgends konnte ich's aushalten. Beim Diner nahm ich fast keinen Bissen zu mir. Um sieben Uhr Abends ging ich nach Hause und begann, da ich absolut nicht wußte, was ich Anderes anfangen sollte, die Vorbereitungen zu meiner Toilette zu treffen. Ich rasirte mich sorgfältiger, betrachtete meine Wäsche und die weiße Cravatte mit kritischeren Augen denn je, und gab mir, offen gestanden, zum ersten Mal in meinem Leben die Mühe, möglichst hübsch zu sein. Noch zwei Stunden. Vor neun Uhr konnte ich nicht fortgehen. Ich nahm ein Buch, blätterte darin, ich wußte nicht was ich las, und legte es bei Seite. Ich drehte mir eine Cigarette, zündete sie an und warf sie, nachdem ich zwei Züge daraus gethan hatte, in den Kamin. Ich legte neue Holzscheite in das Feuer, setzte mich nieder und stierte gedankenlos in die Flammen. Alle fünf Minuten sah ich nach der Uhr. Die Abendzeitungen lagen auf dem Tische; ich durchflog dieselben, nichts interessirte mich. Es war acht Uhr. Ich ging in mein Schlafzimmer und zog mich so langsam wie irgend möglich an. Zwanzig Minuten nach Acht war

dieses schwierige Geschäft verrichtet. Es duldete mich nicht länger im Zimmer, ich nahm Ueberrock und Hut und ging. Es war ein schöner, trockener und nicht allzu kalter Winterabend. Ich berechnete, daß, wenn ich langsam ging, ich nicht allzu früh vor dem Hôtel Manteuil ankommen würde. Aber ich lief im Sturmschritt, und als ich in die Rue de Seine einbog, sah ich nach der Uhr und gewahrte zu meinem Schrecken, daß es erst ein Viertel vor Neun war; also eine halbe Stunde mußte ich Anstands halber noch im Freien verbringen. Ich kehrte um, ging über die Seine zurück, durch den Tuilerienhof, ins Palais Royal und sah mir die Schaufenster an, als ob ich erst seit drei Wochen in Paris lebte.

Endlich, endlich war der Augenblick gekommen, da ich anständiger Weise der Einladung folgen konnte. Als ich die breiten steinernen Treppen hinaufstieg, bemerkte ich, daß ich glücklicher Weise nicht mehr der Erste war. Ich erhielt an der Garderobe eine ziemlich hohe Nummer und dies bestätigte meine tröstliche Wahrnehmung. In der That, in den drei großen an einander stoßenden Sälen bewegte sich schon eine zahlreiche und sehr elegante Gesellschaft. Ich suchte den Vicomte und Hortense. Der Vicomte, der immer außerordentlich liebenswürdig mit mir gewesen war, kam mir etwas zurückhaltender vor als gewöhnlich. Aber vielleicht irrte ich mich. Das feine Lächeln, das stets um seine Lippen spielte, war auch heute da, und sein Händedruck war eben so wohlwollend und eben so lau wie gewöhnlich. Offenbar hatte

ich mich geirrt. Hortense wurde von einer Schaar junger Anbeter umschwärmt, auf deren Complimente sie mit denselben anmuthigen, nichts sagenden Worten und Gebärden antwortete wie gewöhnlich. Sie sah reizend aus und der Ausdruck ihres Gesichtes verrieth keine ungewöhnliche innere Erregung. Als sie meinen Gruß gewährte, dankte sie freundlich und sah mich lächelnd an. Ich athmete tief auf. „Gott sei Dank!“ rief ich in mich hinein, „Alles geht gut; so reizend, so himmlisch kann der Ueberbringer einer Hiobspost nicht aussehen.“

Das Orchester stimmte, die ersten Accorde der Orpheusquadrille erklangen, ich näherte mich meiner graziösen Tänzerin, machte die pflichtschuldige Verbeugung und sie legte unbefangen ihren Arm in den meinen. Während sich die Paare ordneten, fühlte ich einen leisen, aber sehr ausdrucksvollen Druck ihres Armes, den ich eben so behutsam, aber auch eben so ausdrucksvoll erwiderte.

„Ich habe Ihr Gedicht gelesen,“ sagte sie zu mir, „es ist reizend, ich habe jedes Wort verstanden, und man fühlt, wenn man's liest, daß es aufrichtig gemeint ist.“

„Das ist es,“ versetzte ich. „Wenn Sie wüßten, mein Fräulein . . .“

„Ach, bitte,“ unterbrach mich Hortense, „sagen Sie nichts, was nicht alle Welt hören könnte. Unser vis-à-vis, der Lieutenant de Brouillac, hat Augen wie ein Luchs und Ohren wie eine Katze. Und er hat Grund, aufzupassen. Ich spreche mit Ihnen noch davon. Waren

Sie gestern in der Oper? Ich habe mich vergeblich nach Ihnen umgesehen."

Ich dachte an die qualvollen Stunden, die ich mit der unerquicklichen Arbeit, Liebe auf Triebe zu reimen, gestern verbracht hatte, und lächelte bitter: „Nein, mein Fräulein, ich war leider nicht in der Oper, ich war zu Hause und beschäftigte mich viel mit Ihnen."

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, aber ich wiederhole meine Bitte: kein verfängliches Wort. Wie finden Sie Tamberlick als Othello?"

„Er hat ein brillantes Brust-eis," versetzte ich.

„Ja, es ist von wunderbarem Schmelz."

„Fräulein Hortense," sagte ich nach einer großen Pause, „wir wollen lieber vernünftig schweigen, als unvernünftig sprechen. Wenn Sie glauben, daß ich mit Ihnen über die Leistungen von Tamberlick in diesem Augenblick sprechen könnte, so irren Sie sich. Sie wissen, welche Frage mir die Lippen verbrennt, Sie wissen — —"

„Gut denn, wir wollen schweigen."

Ich sah sie groß an; sie wandte den Kopf etwas beiseite und spielte mit dem Fächer. Entweder besaß dieses kleine Wesen eine Selbstbeherrschung, die ins Unglaubliche ging, oder sie war eine ausgemachte Kokette.

Wir tanzten vorschriftsmäßig unsere Tour und wechselten fast kein Wort. Bei der letzten Tour drückte sie mir gelegentlich so die Hand, daß sich der Ring in meinen Finger tief eingrub. Ich mußte mich beherrschen, um nicht laut aufzuschreien. Dabei sah sie mich mit

einem Blick an, der geradezu unheimlich war, fast verzweifelt. Und sie sprach sehr scharf, aber ohne die Zähne von einander zu bringen, daß eine Wort: „Partez!“ Reisen Sie ab!

Der Tanz war aus. Ich führte sie auf ihren Platz zurück. Ich hatte den Tod im Herzen. Ich sagte kein Wort. Ich verbeugte mich maschinenmäßig und wollte mich entfernen; da rief sie mich noch einmal zurück und sagte zu mir: „Ich schreibe Ihnen, denn ich liebe Sie; aber reisen Sie ab! Wohin soll ich meinen Brief richten?“

„Poste restante Köln,“ antwortete ich. „Leben Sie wohl, Hortense.“

2.

In den ersten Tagen des Monats April verließ ich Paris. Vergeblich versuchte ich es, Hortense noch einmal vor meiner Abreise zu sehen. Zweimal kam ich vor die geschlossene Thür. Ich mußte mich darauf beschränken, meine Karte mit dem fatalen p. p. c. abzugeben. Ich hatte in Köln nichts Anderes zu suchen als den Brief von Hortense. Derselbe war schon am Morgen nach unserem letzten Zusammensein geschrieben. Ich habe ihn aufbewahrt und ihn jetzt, wo mir der Zufall diese Jugendgeschichte wieder ins Gedächtniß zurückgerufen hat, wieder unter meinen alten Erinnerungen hervorgesucht. Der Brief lautet:

„Paris, den 26. März 1860, Vormittags.

Mein lieber Freund!

Ich möchte Ihnen nicht kalt und unempfindlich erscheinen, ich bin es wahrhaftig nicht. Gerade weil ich fürchte, daß, wenn ich Sie hier wüßte, mein Herz mit meinem Verstande durchginge, gerade deshalb habe ich Sie gebeten, mich nicht wiederzusehen. Ich habe mit Papa gesprochen, ich habe ihm Alles gesagt, was ich empfand, und Alles, was ich bei Ihnen vermuthete. Papa lachte zuerst und wurde, als er sah, daß ich Ernst machte, sehr streng. Er sagte mir tausend Dinge, die ich sehr wohl mußte und zu hören erwartet hatte. Nur ein Einwand war mir neu, und ich gestehe, er hastete. Er sagte mir: „Wenn Alles so ist, wie Du sagst, wer bürgt Dir denn dafür, daß dieses kleine Geschichtchen, wie deren jeder junge Mann ein Duzend erlebt hat, einen ganzen Band füllen und einen befriedigenden Abschluß finden könnte? Du kennst den jungen Mann viel zu wenig, um zu wissen, ob er Deiner würdig ist, und er kennt Dich nicht genug, um Deinen Werth oder Unwerth zu beurtheilen. Die ganze Sache hat vorläufig gar nichts zu bedeuten. In drei Monaten wirst Du ihn vergessen haben und er wird nicht mehr an Dich denken. Sieh Dir nicht die kindische Mühe, aus einem naiven Intermezzo eine Tragödie schmieden zu wollen. Ich mache Dir keine Vorschriften, ich gebe Dir keine Rathschläge, ich sage Dir nur Eins: Warte! Und wenn Du mir heute über ein Jahr, an Deinem neunzehnten Geburtstag, dasselbe wiederholst, was Du mir eben gesagt

hast, wollen wir die Angelegenheit weiter besprechen.“ Als mein Vater mich fragte, ob er mit Ihnen sprechen sollte, bat ich ihn, mir diese peinliche Sorge zu überlassen. Er war damit zufrieden. Und deshalb, lieber Freund, sagte ich Ihnen gestern das traurige Wort: „Reisen Sie“, das mir das Herz zerrissen hat; und deswegen schreibe ich Ihnen heute Vormittag diesen vernünftigen Brief. Sie ahnen nicht, wie viel ich Ihnen nicht sage. Aus der langen Rede meines Vaters hat nur der eine Satz mich erfaßt, beängstigt und beunruhigt: Wer weiß, was Sie für mich fühlen. Ich bin meiner Sache gewiß und werde am 25. März 1861 dasselbe sagen, was ich gestern gesagt habe. Verlassen Sie sich darauf! . . . Sie dürfen mir nicht schreiben. Ich bitte Sie herzlich darum, auch nicht den Versuch zu machen, mir auf irgend welche Weise Mittheilungen zukommen zu lassen. In einem Jahre erhalten Sie meinen zweiten Brief unter derselben Adresse, und dieser wird hoffentlich weniger vernünftig gehalten zu sein brauchen als mein heutiger. Nur Etwas könnte einen Brief von Ihnen rechtfertigen, das wäre, wenn Sie andern Sinnes geworden wären. In diesem Falle würde ich Sie ersuchen, ein paar gleichgültige Zeilen, gleichviel was, zu schreiben. Sollte ich in diesem Jahre nach Deutschland kommen, wo mich meine Tante schon seit langer Zeit erwartet, so würde ich Mittel und Wege finden, Sie davon in Kenntniß zu setzen. Vergessen Sie mich nicht, ich werde Ihrer stets gedenken.

Hortense de Manteuil.“

Monate vergingen. Ich dachte beständig an Hortense, oder, ich will aufrichtig sein, in den ersten Tagen beständig, später oft und zuletzt manchmal. Schließlich mußte ich mir gestehen, daß der alte Vicomte eigentlich ganz Recht gehabt hatte. Das kleine Abenteuer hatte in der That weniger Bedeutung, als ich mir eingeredet hatte. Gleichwohl bewahrte ich die freundlichste und dankbarste Erinnerung an das reizende, anmuthige Mädchen mit den schönen blauen Augen und freute mich immer, wenn ich der köstlichen Stunden gedachte, die ich in ihrer Nähe im Hôtel Nanteuil zugebracht hatte. Eines Tages fiel mir ein, ganz plötzlich und unmotivirt, daß ich in Köln meine Adresse nicht hinterlassen hatte und daß, wenn ein Brief dort etwa für mich angekommen sei, derselbe entweder als unbestellbar zurückgeschickt sein müßte oder noch auf dem dortigen Bureau lagere. Auf's Gerathewohl schrieb ich an das dortige Postbureau, und achtundvierzig Stunden später empfing ich in der That ein kleines, duftiges, von zarter Hand beschriebenes Couvert, das ich sofort als von Hortense herrührend erkannte. Es enthielt nur die zwei Zeilen: „Meine Tante, die Schwester meines Vaters, welche, wie Sie wissen, an den Oberst von G . . . verheirathet ist, nimmt mich mit nach Deutschland. Ich bleibe etwa drei Wochen auf dem Gute meines Onkels, Neudorf bei Swinemünde (Pommern), und würde mich freuen, Sie zu sehen.“

H.

Paris, den 5. August 1860.“

Ich Unglückseliger! Ich empfing diesen Brief Anfang October. Ich war außer mir, denn diese wenigen Zeilen genühten, um mich von Neuem zu überzeugen, daß ich eigentlich doch Hortense aufrichtig liebte. Trotz des Verbots setzte ich mich sofort an den Tisch und schrieb einen unverfänglichen Brief, in welchem ich so geschickt wie möglich den Sachverhalt in einer nur für sie verständlichen Umschreibung mittheilte. Ich sagte, daß ich vor Kurzem einem Pariser Freunde begegnet sei, der das Glück gehabt hätte, sie in Deutschland begrüßen zu können. Leider hätte ich diesen Freund erst im October gesprochen, und so wäre ich zu meinem größten Leidwesen des Vergnügens beraubt worden, ihr auf heimischem Boden meine Grüße darbringen zu können. Ungefähr vier Wochen später empfing ich eine zwar indirecte, aber sehr berebte Antwort: in großem eleganten Couvert die Verlobungsanzeige des Fräulein Hortense de Manteuil mit Gaston de Brouillac, Unterlieutenant im zweiundsiebenzigsten Linienregiment. Es war unser vis-à-vis bei der verhängnißvollen Quadrille an ihrem Geburtstage. Jetzt wurde mir klar, daß ich Hortense nie geliebt hatte. Ich ärgerte mich sehr, aber war keineswegs unglücklich, daß dieser Herr von Brouillac, der mir so unausstehlich vorkam, der Auserwählte war. Ich erwartete keine Nachricht mehr von meiner Jugendliebe und war um so mehr erstaunt, als ich in den letzten Tagen des März des Jahres 1861 den in Aussicht gestellten Brief dennoch erhielt. Es war kein Brief,

es war nur ein Satz: „Sie wissen, daß man mich verheirathet hat. H. . .“

Seitdem hatte ich von Hortense nichts wieder gehört. Der Fund, den ich in der aufgefundenen Post machte, war daher wohl geeignet, mich in nicht geringe Aufregung zu versetzen. Den Namen des Onkels von Hortense hatte ich öfter in den Zeitungen gelesen, er war zum Generalmajor avancirt und stand in dem Augenblicke, da ich den Brief seines Schwagers empfang, vor den Thoren von Paris. Ich freute mich unbändig, daß mir jetzt die Gelegenheit geboten war, meiner früheren Jugendliebe einen wahren Dienst erweisen zu können. Im ersten Augenblicke wollte ich gleich meine Sachen packen und nach Swinemünde fahren, um ihr den Brief zu überreichen; denn das war bei mir beschlossen, daß ich den Brief selbst überbringen wollte. Die Neugier und vielleicht auch etwas mehr, vielleicht wahrhaftes Interesse ließen mir keine Ruhe. Ob sie sich wohl verändert hat? Wie sie wohl aussieht? Was wird sie sagen, wenn sie Dich wieder sieht? Alle diese Fragen spukten mir im Hirn, und ich wäre am liebsten auf der Stelle abgereist, um mir Gewißheit darüber zu verschaffen. Nach einiger Ueberlegung aber hielt ich es doch für richtiger, die Botschaft, welche mir der Zufall anvertraut hatte, vollständig zu erfüllen. Ohne sonderliche Schwierigkeit erfuhr ich, daß Herr von Brouillac in Magdeburg internirt sei und ledig lebe; von einer Frau von Brouillac wußte man dort wenigstens nichts.

Als ich das in Erfahrung gebracht hatte, begab ich mich auf den Bahnhof und nahm ein Billet nach Stettin.

3.

Auf der Fahrt überlegte ich mir die ganze Sache recht gründlich und fand, daß meine Mission eigentlich etwas schwieriger war, als ich ursprünglich geglaubt hatte. Zunächst konnte ich nicht begreifen, wie es möglich war, daß mein glücklicher Rival, dessen nahe Anverwandte an einen deutschen hohen Officier verheirathet war, sich nicht an diese gewandt habe. Er hätte ja dann erfahren müssen, daß seine Frau, welche, wie es schien, mit heroischer Aufopferung ihn auf dem Schlachtfelde aufzusuchen beschloffen hatte, gegenwärtig in Deutschland sich aufhielt. Die Andeutung, welche sich in dem Briefe des Vicomte de Manteuil fand, daß Herr de Brouillac mit seinen deutschen Anverwandten nicht auf bestem Fuße stehe, verbreitete über diese dunkle Einzelheit allerdings ein sehr schwaches Licht, aber klärte sie doch nicht auf. Das war ein Punkt, der mich quälte. Wunderlich beschäftigte mich der Gedanke, wie die Wiederbegegnung zwischen uns sein würde. Vor zehn Jahren hatten wir uns zum letzten Mal gesehen, waren mit dem üblichen Versprechen ewiger Liebe und Treue von einander geschieden, und ein halbes Jahr darauf hatte ich ihre Verlobungsanzeige empfangen. Ich konnte mir denken, daß mein Anblick bei Madame de Brouillac nicht sehr heitere Rück Erinnerungen wachrufen würde; ich konnte mir denken, daß wir uns, in den ersten Augenblicken wenigstens,

in einer tödtlichen Verlegenheit einander gegenüberstehen würden. Und nun hauptsächlich war es die Mission selbst, welche mich befangen machte. Ich hatte von der Ehe meiner früheren Liebe auch nicht ein Wort gehört, wußte nicht, ob sie glücklich oder unglücklich wäre, bildete mir aber instinctiv ein, daß das letztere der Fall sein müsse. Die wenigen Worte, die letzten Lebenszeichen, welche ich von ihr empfangen: „Man hat mich verheirathet“, bestärkten mich in dieser Voraussetzung. Demnach wäre am Ende die Freudenbotschaft, als deren Ueberbringer ich mich einzuführen hoffte, gar nicht so willkommen? Der so frivole Gedanke ließ mir keine Ruhe. Ich dachte an Mephistophäles und Frau Martha Schwertlein und citirte:

„Ich wollt', ich hätt' eine bessere Mär:
Ihr Mann — — —“

„Ist todt,“ durfte ich nicht sagen; „ist auferstanden von den Todten. Und läßt Sie grüßen.“

Kurzum, ich befand mich in einer recht peinlichen Situation. Glücklicher Weise war in meinen Coupé ein sehr geschwätziger alter Herr, der mir durch seine strategischen und diplomatischen Erörterungen die Zeit einigermaßen vertrieb und mich nicht zur ruhigen Ueberlegung kommen ließ.

Nach kurzem Aufenthalte in Stettin fuhr ich nach Swinemünde, wo ich an einem herrlichen Herbsttage eintraf. Im Hotel erkundigte ich mich nach der Adresse der Frau Generalin von G... und erfuhr, daß das Gut, in der Nähe des reizend gelegenen Heringssdorf,

in einer halben Stunde mit Bequemlichkeit erreicht werden könne. Die Frau Generalin schickte übrigens jeden Tag zweimal in die Stadt, um die Briefe abzuholen, Einkäufe machen zu lassen zc., und wenn ich den Diener abwarten wolle, könne ich gleich mit diesem mich an Ort und Stelle begeben. Der Oberkellner, welchem ich diese Mittheilung verdankte und der mich sehr wohlwollend und vertrauensvoll behandelte, schien mir ganz der Mann zu sein, meine Wißbegierde noch mehr befriedigen zu können.

„Wissen Sie vielleicht,“ fragte ich, „ob sich auf dem Gute der Frau Generalin eine junge Dame befindet, eine Französin, die vor einigen Wochen hier eingetroffen sein muß?“

„Ich verstehe,“ sagte der Oberkellner, und sein Blick ward noch wohlwollender als zuvor. „Allerdings befindet sich eine junge Witwe bei der Frau Generalin, eine sehr schöne Dame. Sehr liebenswürdig. Ich converse häufig mit ihr — en français. Wir kennen uns.“ Dabei schaukelte er seinen Oberkörper wohlgefällig und gab sich alle erdenkliche Mühe, mich tief blicken zu lassen. Ich fühlte kein Bedürfniß, die Unterhaltung fortzusetzen, begab mich auf mein Zimmer, zog mich visitenfähig an, nahm ein bescheidenes Frühstück zu mir und wartete, bis ich den Bescheid erhielt, daß der Bote der Frau Generalin eingetroffen sei und sich bereit erklärt habe, mich nach Neuborf zu begleiten. Der Diener der Frau Generalin, ein echter, breiter, braver Pommer, der schon seit länger als einem Jahrzehnt in den Diensten

der Generalin stand, schien ein aufgeweckter Mensch zu sein, und auf dem Wege suchte ich mich von den Verhältnissen im Hause sowie von der Gemüthsstimmung der jungen Frau einigermaßen zu unterrichten.

„Die Nichte der Frau Generalin“ — mein Begleiter hatte entschiedene Abneigung gegen die Aussprache des französischen Namens und bediente sich mit Vorliebe dieser Umschreibung — „wissen Sie, man wird nicht recht aus ihr klug; ich glaube, sie schluckt allen Kummer in sich hinein. Die arme Frau ist auch übel daran. Ihr verstorbener Mann war von unserem Herrn nicht wohl gelitten, von der Frau Generalin übrigens auch nicht. Unser junger Herr — Gott hab' ihn selig — muß wohl einmal mit dem Franzosen zusammengekommen sein. Vor fünf Jahren reiste unser junger Herr zu seinen Verwandten nach Paris zum Vergnügen. Es war eine schöne Vergnügungsreise! Er ist nie wiedergekommen. Die Leute sagen, und der Herr General sagt's auch, es wäre ihm ein Unglück zugestoßen, was der Franzose Malheur nennt. Aber, wissen Sie, mir macht man so etwas nicht weis. Man ist doch auch nicht taub, und wenn man bei Tische servirt, hört man hie und da ein Wort, und das Uebrige kann man sich ergänzen. Ich meine, unser junger Herr hat mit dem Franzosen Händel bekommen, vielleicht gar wegen der jungen, schönen Frau, und dann haben sie sich geschlagen; der Franzose hat unsern jungen Herrn todtgeschossen oder todtgestochen. So ähnlich muß sich die Sache verhalten haben. Die junge Frau, die in den

ersten Jahren ihrer Ehe jährlich einige Wochen bei uns verbrachte, ist seit dem Tode des jungen Herrn nicht wieder zum Herrn General gekommen, und sie wäre auch jetzt nicht gekommen, wenn sie nach Paris zurück gekonnt hätte. Und nun können Sie sich denken, wie es der armen Frau zu Muth ist. Die Frau Generalin ist eine gute Dame, Alles was Recht ist! Aber von dem Franzosen hört sie doch nicht gern sprechen, und die Michte unserer Frau Generalin spricht denn auch nicht davon. Und so verzehrt sie sich in stillem Kummer und thut so, als ob sie nie einen Mann gehabt hätte."

„So, so," sagte ich, als der Fluß der Beredsamkeit meines Begleiters etwas stockte. Jetzt war mir in der That klar, weshalb Herr de Brouillac von seinen deutschen Verwandten selbst in der peinlichen Lage, in der er sich befand, sich keine Annehmlichkeiten und keinen Nutzen verschaffen mochte.

„Glauben Sie denn," fragte ich, „daß die junge Frau an ihrem Manne sehr geangen hat? Sie haben sie ja oft zusammen gesehen."

„Gesehen schon, aber wer kann aus dem Rauberwelsch, das die mit einander sprachen, klug werden? Uebrigens glaube ich, daß sie sich Beide recht lieb gehabt haben. Sie waren nicht gerade zärtlich, wie das so bei uns ist, aber doch recht nett mit einander. Und noch mehr glaube ich es jetzt. Die arme Frau härt sich wirklich sehr. Sie ist eigentlich recht krank. Die große Reise, die unruhigen Zeiten, der Todesfall — das

kann der Zehnte nicht vertragen. Der Arzt kommt auch einen Tag um den andern und erkundigt sich nach ihrem Befinden. Neulich hat sie sogar ein paar Tage das Bett hüten müssen. Und der Doctor schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, es gäbe ein Nervenfieber. Na, es ist noch Alles gut gegangen."

Mein mittheilsamer Begleiter erzählte mir noch mancherlei, was mich weniger interessirte, aber jedenfalls unterhielt er mich; der Weg von Swinemünde nach Neuborf wurde mir kurz und angenehm gemacht, und ich suchte mich meinem Bommer so erkenntlich wie möglich zu zeigen.

Es mochte gegen Mittag sein, als ich in das elegant eingerichtete Vorzimmer des Generals eingeführt wurde. Ich hatte meinem Begleiter gesagt, daß er bei der jungen Frau melden möge, ein Herr, der von Paris her sie kenne, erbitte sich die Erlaubniß, ohne seinen Namen zu nennen, ihr seine Aufwartung zu machen. Nach wenigen Minuten kam er zurück und bat mich einzutreten. Ich gestehe, daß mir das Herz klopfte. Ich war vollständig unvorbereitet auf Das, was ich sagen würde; denn seitdem es mir passirt ist, daß ich aus einem klüglich und sorgfältig ausgearbeiteten Lustspielplane zu meinem Entsetzen bei der Ausführung ein rührendes Trauerspiel gemacht, habe ich mir vorgenommen, mir grundsätzlich nie etwas vorzunehmen. Und da ich voraus wußte, daß alles Das, was ich vielleicht zu sagen beschließen möchte, jedenfalls ungesagt bleiben würde, verzichtete ich gänzlich darauf, mir einige

brauchbare Phrasen zurechtzulegen und gab Alles dem Walten des Zufalls anheim. Zu meiner Ueberraschung erblickte ich in dem Zimmer nur eine ältliche Dame, die sich, als ich eintrat, von ihrem Sessel erhob und auf meine stumme Begrüßung freundlich und artig dankte.

„Verzeihen Sie,“ begann sie, „daß ich, ohne Sie davon zu benachrichtigen, an die Stelle meiner Nichte getreten bin. Der Gesundheitszustand der Frau de Brouillac wird mich entschuldigen. Ich befolge nur die Vorschriften unseres Arztes, wenn ich sie vor jeder unerwarteten Gemüthsstörung bewahre. Darf ich mir die Freiheit nehmen, Sie um den Zweck Ihres Besuchs zu befragen?“ Sie lächelte freundlich und wohlwollend und hieß mich Platz nehmen, während sie sich selbst setzte. „Wie gesagt,“ fuhr sie fort; „ich frage etwas geradezu. Es ist wahrlich keine Neugier, welche mich zu dieser ungewohnten Rolle veranlaßt; nur die Theilnahme für meine Nichte kann mich dazu bestimmen, in dieser seltsamen Weise die Unterhaltung zu beginnen.“

„Gnädige Frau,“ versetzte ich, „ich muß Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit sehr danken, denn ich hätte, wenn Sie die freundliche Vorsicht nicht gebraucht hätten, leicht in eine mißliche Lage gerathen können. Ich bin der Ueberbringer einer Nachricht, welche allerdings geeignet ist, auf Frau de Brouillac einen sehr tiefen Eindruck hervorzubringen, Gottlob einen Eindruck freudiger Art.“ Die Generalin sah mich groß an und schien auf die Fortsetzung gespannt zu sein. Ich reichte ihr meine Karte und fuhr fort: „Ich habe die Ehre gehabt, Frau

de Brouillac früher zu kennen und in ihrem Hause häufig zu verkehren.“

„Ihr Name ist mir nicht unbekannt,“ schaltete die Generalin ein und lächelte ausdrucksvoll. — Hatte Hortense ihr vielleicht in einer schwachen Stunde ein Geständniß gemacht?

„Nun, durch einen sonderbaren Zufall bin ich in den Besitz eines für Frau de Brouillac bestimmten Briefes des Herrn Vicomte de Manteuil gerathen. Der Brief enthält die Nachricht, daß Herr de Brouillac . . .“

„Lebt?“ fragte die Generalin hastig und mit bebender Stimme.

„Ja, gnädige Frau,“ versetzte ich.

Der Generalin traten die Thränen in die Augen, sie reichte mir die Hand und sagte schlicht und herzlich: „Ich danke Ihnen aus tiefster Seele für diese gute Nachricht.“ Sie stand auf und ging im Zimmer einige Mal auf und ab, plötzlich blieb sie vor mir stehen. „Aber um Gottes willen, wie werden wir es machen, daß Hortense die Nachricht erfährt? Ich weiß mir keinen Rath. Sie kennen die arme Frau nicht wieder. Ich versichere Sie, die Freude wird Sie tödten . . . Ach Gott, wenn doch mein Mann hier wäre . . . Ich bin so ungeschickt wie möglich, ich bringe es nicht fertig . . . Helfen Sie mir, theurer Herr . . . Wir wollen doch gleich den Doctor rufen lassen . . . Ja, ja, das wird das Beste sein . . . Oder wenn Sie . . . Ach Gott, diese Aufregung . . . Wenn ich nur Hortense erst auf Ihren Be-

Besuch vorbereitet hätte. . . Sind Sie eilig oder können Sie hier einige Zeit bleiben?"

„Gnädige Frau,“ gab ich zur Antwort, „ich habe jedenfalls vor der Hand nichts Anderes zu thun, als mich meines Auftrags zu entledigen, ich bitte Sie, über mich und meine Zeit vollständig zu verfügen.“

„Dank und nochmals Dank. Vor Allem will ich zu Hortense gehen, und hoffentlich bin ich geschickt genug, um sie Ihnen bald zuzuführen. Ich brauche Sie nicht zu bitten, mir ~~zu~~ verzeihen, wenn ich Sie jetzt allein lasse. Hier sind Bücher, Photographien, dort liegen die Zeitungen, die eben angekommen sind, da steht ein Clavier, und wenn Sie die Thür aufmachen, kommen Sie in den Garten. Vertreiben Sie sich die Zeit, so gut Sie können. Hoffentlich komme ich bald zurück.“ Die liebenswürdige Dame reichte mir die Hand und ging in großer Aufregung zum Zimmer hinaus. Ich öffnete die Glasthür und machte in dem freundlichen Garten einen kleinen Spaziergang.

Raum eine Viertelstunde später, die mir allerdings lang genug vorkam, hörte ich meinen Namen rufen, und als ich mich umsah, gewahrte ich, daß aus der Glasthür die Generalin hervortrat und an ihrem Arme — Hortense!

So sehr ich mich beherrschte, so gelang es mir doch nicht, Herr meiner Aufregung zu werden. Ich fühlte den Pulsschlag am Halse. Ich näherte mich den beiden Damen, die langsam die steinerne Treppe heruntergingen und mir auf dem breiten Wege des Gartens entgegenkamen.

„Madame,“ begann ich. Ich stockte und brachte nichts weiter hervor. Hortense reichte mir die Hand und sagte: „Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen. Es ist sehr liebenswürdig, daß man eine Freundin nicht vergißt. Seien Sie herzlichst für Ihren Besuch bedankt.“

„Und ich Narrin,“ fiel die Generalin lachend ein, „ich glaubte, es bedürfte großer Vorbereitungen. Denken Sie nur, lieber Doctor, als ich ganz schüchtern und ängstlich die Bemerkung wagte, was sie wohl sagen würde, wenn sie plötzlich einen guten Freund, den sie lange, lange nicht gesehen habe, wiedersähe, machte meine Nichte alle weiteren Vorsichtsmaßregeln gleich überflüssig und sagte mir auf den Kopf zu: „Ich würde mich unendlich freuen, den Herrn Doctor wiederzusehen.“ Zu meiner Zeit waren wir nicht so klug.“

„Ich habe viel an Sie gedacht,“ sagte Hortense, „und habe offen gestanden, Ihren Besuch immer erwartet. Es mag eine närrische Idee gewesen sein; denn wie konnten Sie ahnen, daß ich gerade jetzt während dieses schrecklichen Krieges in Deutschland bin.“

„Ich habe es zufällig erfahren, gnädige Frau, durch einen Freund.“

„Durch denselben, der Ihnen schon früher einmal von meiner Reise nach Deutschland erzählt hat?“ fragte Hortense, und ein mattes Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Nein, diesmal war es ein Anderer,“ gab ich zur Antwort.

Ich betrachtete meine frühere Geliebte sehr genau,

und sie schien mich eben so sorgfältig zu mustern. Sie hatte sich sehr verändert. •Vielleicht mochte auch die tiefe Trauer, welche sie trug, dazu beitragen, die Erscheinung, welche meiner Erinnerung vorschwebte, in der Wirklichkeit sehr wesentlich zu verändern. Und außerdem zehn Jahre — es ist kein Kinderspiel. Als achtzehnjähriges Mädchen hatte ich sie verlassen, als achtundzwanzigjährige Frau, die sich Witwe glaubte, sah ich sie wieder. Ihre Züge waren ernster und schärfer geworden, der ehemals heitere, unschuldsvolle Blick war schmerzlich und kummervoll, und namentlich spielte um den Mund ein bitterer Zug, den ich früher nie bemerkt hatte. Ihre schönen Lippen, die früher immer wie zum Lächeln oder Küssen halb geöffnet waren, hatten sich geschlossen. Aber Hortense war noch immer eine bildschöne junge Frau.

Als ob sie meine physiognomischen Studien bemerkt hätte, sagte sie mir: „Sie haben sich merkwürdig wenig verändert. Hätten Sie mich wieder erkannt?“

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, ich finde Sie völlig so wieder, wie ich Sie verlassen habe.“

„Nur zehn Jahre älter,“ setzte sie hinzu. „Und in zehn Jahren macht man mancherlei durch. •Ich bin nicht mehr das Kind, das Sie kannten. Ach ja, mein lieber Freund, es war doch eine schöne Zeit. Ich habe oft, sehr oft daran gedacht, welche Mühe Sie sich mit mir gaben, um mich das „ch“ aussprechen zu lehren, und wie Sie Ihren Verdruß zu verbergen suchten, wenn ich ein Gedicht von Heine oder Lenau, in dessen Schön-

heiten Sie mich eingeweiht hatten, durchaus nicht verstehen konnte.“

„Wenn's auf das Capital der Jugenderinnerungen kommt, dann entferne ich mich,“ sagte die Generalin, „Sie haben sich doch gewiß noch mancherlei zu erzählen, das sich eben so gut ohne Zeugen erzählen läßt. Wenn das Essen servirt ist, lasse ich Sie rufen. Auf gleich!“ Die Generalin blinzelte mir mit den Augen zu und flüsterte: „Vorsicht!“ Sie kehrte in das Gartenzimmer zurück.

Wir blieben allein.

„Sie haben von dem Unglück gehört, welches mich betroffen hat,“ begann Hortense. „Sprechen Sie nicht davon, lieber Freund; es ist mir tödtlich, wenn ich darüber sprechen hören muß. Ich habe mich an das Schweigen gewöhnt, und das Schweigen bekommt mir gut. Erzählen Sie mir, wie es Ihnen inzwischen ergangen ist. Ich habe mancherlei von Ihnen gehört und mich immer darüber gefreut. Sie sollen übrigens recht böshaft geworden sein. Ist das wahr?“

Ich fühlte durchaus nicht das Bedürfniß, in diesem Augenblicke die Erlebnisse meiner letzten zehn Jahre vorzutragen und mich gegen die Beschuldigung der Böshheit zu vertheidigen; ich hatte ganz andere Dinge im Kopfe — und den Brief in der Tasche! Ich lenkte das Gespräch mit einer kühnen Wendung auf das unerforschliche Capitel der Jugenderinnerungen zurück und wartete immer und immer auf eine passende Gelegenheit, um einige vorbereitende Andeutungen über die große

Nachricht, die ich zu überbringen hatte, einfließen zu lassen; denn mir war es in der That klar geworden, daß die Besorgnisse der Generalin nicht übertrieben waren, und daß die Schonung, welche der Arzt angeordnet hatte, durchaus geboten war. Hortense suchte von Zeit zu Zeit ganz unheimlich zusammen, sie wechselte häufig die Farbe und schien mir allerdings leidend zu sein.

Plötzlich, während wir die vergilbten Blumen unserer Jugendzeit durch den Sonnenschein der Erinnerung zu neuer Frische, zu neuem Leben erweckten, fragte mich Hortense, ohne daß ein Zusammenhang mit dem Vorhergehenden vorhanden gewesen wäre: „Noch Eins, mein Freund, ich habe Sie immer schon fragen wollen, haben Sie sich verheirathet?“

„Noch nicht,“ versetzte ich.

„Aber doch ernstlich verliebt?“

„Auch das nicht.“

„Weshalb haben Sie mich denn verschmäht?“

„Ich Sie??“

„Natürlich. Sie haben mir doch den verabredeten Absagebrief geschrieben.“

„Ich Ihnen?“ fragte ich immer erstaunter. „Gnädige Frau, es freut mich, Sie wieder bei gutem Humor zu finden.“

„Jetzt verstehe ich Sie nicht,“ sagte Hortense kalt. „Ich glaube, ich habe Sie eigentlich nie verstanden.“

„Gnädige Frau, es muß hier irgend ein Mißverständnis obwalten, und ich glaube es ist am einfachsten,

wir besprechen die Sache einmal gründlich; dann werden wir uns bald verständigen. Sie wissen, daß ich auf Ihren Wunsch Paris verließ. Sie versprachen mir, mir eine Antwort zu geben auf eine Frage, die mich sehr interessirte. Ich empfing diese Antwort durch Ihre Verlobungsanzeige und durch Ihr Billet vom 25. März 1861. Ich habe das Datum genau im Kopfe, es war Ihr neunzehnter Geburtstag.“

„Entschuldigen Sie, Sie vergessen ein Detail. Ich glaube, es war verabredet, daß, wenn man andern Sinnes werden sollte, ein beliebiger Brief von dieser veränderten Gesinnung Kunde zu geben bestimmt wäre. Einen solchen Brief habe ich empfangen und darauf hin habe ich mich verlobt. Ich setze hinzu, daß ich es nie bereut habe.“

Es fiel mir wie Schuppen von den Augen.

„Darauf hin haben Sie sich verlobt?“ wiederholte ich langsam.

Mir wurde mit einem Male klar, daß mein unglücklicher Brief, in welchem ich einfach erklären wollte, weshalb ich Hortense bei ihrem ersten Aufenthalte in Deutschland nicht aufgesucht hatte, von ihr völlig mißverstanden und als Absagebrief aufgefaßt worden war. Sobald ich mir von der Situation Rechenschaft abgelegt hatte, begriff ich, daß es wohl am vernünftigsten sei, sie in dem Irrthume zu belassen. Ich war thöricht und eitel genug, mir einzubilden, daß die sich wieder ledig fühlende Frau mir möglicherweise, wenn sie von dem wahren Sachverhalte Kenntniß erhielt, mit einer Freund-

lichkeit begegnen würde, welche an gar keine ungeeignere Adresse gelangen konnte, als an die des Wiedererweckers ihres todtgeglaubten Mannes.

„Sie erinnern mich da,“ begann ich nach einer kurzen Pause, „an einen der kritischen Augenblicke meines Lebens. Sie werden mir glauben, Hortense — gestatten Sie mir noch einmal diese vertrauliche Anekdote — Sie werden mir glauben, wenn ich Sie versichere, daß ich Sie wissentlich nie belogen habe. Ich habe Ihnen keine Komödie vorgespielt und was Sie aus meinen Worten und aus meinem Benehmen errathen haben, war die reine und völlige Wahrheit. Als wir von einander schieden, meinte ich, ich würde den Schmerz, den mir die Trennung bereitete, niemals überwinden. Ihr Brief, den ich in Köln vorfand, berührte mich, ganz offen gestanden, etwas peinlich: er kam mir gar zu vernünftig vor, und ich glaube, daß ich schon damals ganz im Geheimen und ohne mir davon Rechenschaft ablegen zu können, an meinen Gefühlen irre zu werden anfang. Wochen und Monde vergingen, ich hörte und sah nichts von Ihnen und — bewundern Sie meine Offenheit — ich fing an Sie zu vergessen. Mit anderen Worten: Das, was ich für unmöglich hielt, geschah jetzt in der That. Als ich diese Ueberzeugung erlangt hatte, gestand ich mir, daß ich mich nicht stark genug fühlte, Sie dauernd so glücklich zu machen, wie Sie es verdienten. Ich merkte, daß meine jugendliche Phantasie dem aufrichtigen, herzlichen Gefühl der Zuneigung zu Ihnen die ihm nicht gebührenden Verhältnisse der Liebe gegeben

hatte. Ich suchte meine Empfindungen allen künstlichen Aufputzes und allen unwissentlichen, lügnerischen Glitters zu entkleiden, und ich merkte, Hortense, daß ich nie etwas Anderes gewesen war als Ihr guter Freund, der Sie stets herzlich verehrt hat und der Ihnen stets die aufrichtigste Dankbarkeit dafür bewahren wird, daß Sie ihm die reizendsten und poesievollsten Stunden seiner Jugend bereitet haben. Das Uebrige begreifen Sie."

Hortense reichte mir die Hand und drückte die meine mit Innigkeit. Für einen Augenblick schien der Kummer, der sie verzehrte, gebannt zu sein; sie lächelte glücklich. Ich hatte mir allerdings einen kleinen Anachronismus zu Schulden kommen lassen und Das, was ich in dem Augenblicke empfand, in eine frühere Zeit verlegt.

„Wie danke ich Ihnen, mein Freund, für dieses offene, ehrliche Geständniß. Ich begreife Sie vollkommen; denn ich habe ganz dieselbe Krisis durchgemacht und dieselbe Ueberzeugung erlangt, die Sie eben aussprachen. Allerdings nicht so schnell wie Sie. Ich war wirklich recht unglücklich in der ersten Zeit, und ich glaube, daß meine Gemüthsstimmung ganz allein daran schuld war, daß ich meinen guten Mann Jahre lang nicht verstand.“ Als sie diese Worte sprach, traten ihr die Thränen in die Augen, und sie zuckte merklich zusammen. „Jahre lang bin ich neben ihm hergegangen, ohne zu ahnen, wie gut er war, wie sehr er mich liebte und wie ich ihn liebte. Ich glaubte immer, es sei unmöglich, daß ich ihn lieben könne, da ich mein Herz ja einem Andern geschenkt hätte. Ich war kalt, zurück-

haltend, ich schämte mich fast meiner Herzlichkeiten, die ich ihm wider Willen von Zeit zu Zeit erwies, bis mich, es ist nun fünf Jahre her, ein Unglücksfall mir selbst wiedergab, den Schleier zerriß, den mein Vorurtheil zwischen uns aufgezogen hatte und mir in dem Gatten auch den Geliebten offenbarte. Ich weiß nicht, ob Sie von der Sache, die viel von sich reden machte, gehört haben.“ Ich verneinte. „Es war eine recht traurige Geschichte. Mein Vetter, den wir im Hause mit derselben Gastfreundschaft aufgenommen, welche wir von seinen Eltern empfangen hatten, dankte uns schlecht und versuchte gegen mich zutraulicher zu werden, als es selbst unter Verwandten üblich und richtig ist. Unglücklicherweise erhielt mein Mann davon Kenntniß und nun mischte er sich in die Sache, der ich ohne Schwierigkeiten selbst ein Ende hätte machen können. Er stellte meinen Vetter zur Rede; das Gespräch nahm einen sehr gereizten, beleidigenden Charakter an, und die Folge davon war — ein Duell, das unglücklich verlief. Was ich damals ausgestanden habe, kann ich Ihnen nicht sagen; aber das Unglück wurde für mich auch zum Glück. Ich hielt es für meine Pflicht, meinen Mann, der damals viele ungerechte Beschuldigungen über sich ergehen lassen mußte, zu vertheidigen, hielt es für meine Pflicht, ihm für Mancherlei, was er damals einbüßte, Ersatz zu bieten, und da erst bemerkte ich, daß ich ihn verkannt, und daß ich mich selbst niemals recht verstanden hatte. Wir schlossen uns innig aneinander an, wir verstanden uns, wir liebten uns, und keine Wolke hat unser Glück

getrübt, bis es" — hier schluchzte Hortense — „ver= nichtet wurde.“ Die Thränen rollten aus ihren Augen; sie zitterte heftig und bedeckte ihr Gesicht mit dem Tuch. Ich war wirklich ergriffen.

„Ach,“ schluchzte Hortense, „verzeihen Sie mir, mein Freund. Sie können nicht wissen, was ich in ihm verloren habe! Er war der beste, der edelste Mensch... Und das Alles ist nun vorbei, unwiederbringlich verloren! Mein Dasein ist zwecklos geworden. Ich bin das elendeste Geschöpf auf der Welt. Gott Lob, es wird nicht mehr lange währen. Ich versichere Sie, ich fühle es deutlich in mir. Und meine Ahnungen täuschen mich nicht. Ich wußte, daß Sie kommen würden, wußte, daß ich Ihnen mein Leid klagen könnte. Hier darf ich ja nicht davon sprechen. Er, der beste der Menschen, gilt hier als der Mörder meines Vaters, und ich muß es mir gefallen lassen, daß man mich wegen des entsetzlichen Unglücks, das mich betroffen hat, im Stillen eigentlich beglückwünscht! Es ist schrecklich!“

Ich bemerkte zu meinem Entsetzen, daß die Schwierigkeiten, meine Mission zu erfüllen, immer größer wurden; ich fühlte mich unbeholfen und beklommen, und sann vergeblich nach, wie ich es möglich machen könnte, die arme Hortense in eine etwas ruhigere Stimmung zu versetzen. Die Thränen, die unaufhaltsam ihren schönen Augen entfloßen, nahmen mir alle Zuversicht, und ich war von dem Anblick der unglücklichen jungen Frau so bewegt, daß ich nicht einmal ein Wort des Trostes finden konnte.

Ich sagte, nur um zu sprechen, einige gleichgültige Dinge, die sehr weise waren; man dürfe nie die Hoffnung aufgeben, man müsse sich dem Schmerz nicht ganz überlassen, man habe doch auch Pflichten gegen sich selbst, gegen die Seinen, es könnte ja Alles wieder gut werden, und wie die Gemeinplätze alle heißen. Aber diese Gemeinplätze hatten diesmal doch etwas Gutes. Während ich halb gedankenlos meine Trostlitanee her sagte, hatte ich einen Einfall, der mir glücklich zu sein schien. „Entsinnen Sie sich noch, Hortense,“ sagte ich, „des letzten Abends, den wir zusammen im Théâtre français verbrachten? Es war kurz vor unserer Trennung.“

„Gewiß,“ antwortete Hortense. „Es wurde Molières „Geiziger“ und „Auch die Freude macht Furcht“ (la joie fait peur) von Frau Delphine Girardin gegeben.“

„Nun, gerade an dieses letztere Stück dachte ich eben. Sie entsinnen sich des Stoffes! Ein junger Schiffscapitain wird für todt gehalten; das Schiff, auf dem er sich befand, soll mit Mann und Maus untergegangen sein. Alle Nachfragen bleiben erfolglos. Da man nicht mehr an dem Tode zweifeln kann, legt die Familie Trauer an. Die Mutter, die Schwester, die Braut, der alte Diener, sie Alle beweinen Monate lang den Tod ihres Lieblinges — und doch lebt er . . .“

Ich beobachtete aufmerksam Hortense, die langsam den Kopf erhob und mir scharf in's Auge sah. Sie erröthete und sprach hastig: „Weiter, weiter!“

„Sie kennen ja die Fortsetzung so gut wie ich. Der

Todtgeglaubte kommt an; aber nun gilt es, die Mutter auf die Rückkehr vorzubereiten. Der Schreck über die Freude würde sie tödten . . .“

Hortense ergriff krampfhaft meine beiden Hände und drückte sie in höchster Aufregung; mit dem Ausdruck der äußersten Spannung sprach sie: „Mich würde er nicht tödten. Ich würde gesunden.“

Und da ich schwieg — vermuthlich waren aber meine Mienen weniger schweigsam — setzte sie hastig hinzu: „Wollen Sie mich vielleicht schonen? Um des Himmels willen spannen Sie mich nicht auf die Folter! . . . Sie lächeln?! Ach!!“

Ein Freudenschrei, der mir durch Mark und Bein ging.

„Sie haben Nachrichten von ihm. Er lebt! . . . Aber so sprechen Sie doch, sprechen Sie! Haben Sie eine unbegründete Hoffnung geweckt, so haben Sie mich gemordet. Sprechen Sie doch!“

„Ja, Hortense, er lebt!“

Hortense warf sich an meine Brust. Sie war einer Ohnmacht nahe. Ich befürchtete einen Augenblick das Schlimmste, aber nur einen Augenblick. Als sie den Kopf erhob und mich ansah, beruhigte ich mich. Zwar zuckte es um ihre Lippen und das Auge schwamm in Thränen, aber ein Etwas in ihrem Blicke sagte mir, daß mit der frohen Kunde auch die Freude und das Leben zurückgekehrt seien. Ihren Fragen kam ich dadurch zuvor, daß ich ihr den Brief ihres Vaters überreichte. Sie versuchte ihn zu lesen, sie trocknete die

Augen, aber die immer nachstürzenden Thränen ließen sie auf ihr Vorhaben verzichten.

„Lesen Sie mir den Brief, ich bin gefaßt, wahrhaftig, ganz gefaßt; es ist nur eine närrische Schwäche, das garstige Weinen! Es flimmert mir vor den Augen. Ich versichere Sie, ich fühle mich stark, meine Nerven sind zwar überreizt, es hat aber gar nichts zu bedeuten. Ich fühle mich kräftiger, als je. Bitte, lesen Sie mir den Brief!“

Ich gehorchte. Mehrere Sätze mußte ich wiederholen, da ihr Schluchzen meine Stimme bedeckte. Als ich zu Ende war, stand sie auf. Sie fragte mich nicht, wie ich in den Besitz des Briefes gelangt sei, sie reichte mir noch einmal die Hand, sie wollte etwas sagen, aber die Stimme versagte ihr.

„Ich habe Erkundigungen eingezogen, Herr de Brouillac befindet sich in Magdeburg und ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß Sie über mich gänzlich verfügen können.“

Hortense sah mich dankbar lächelnd an und fragte mit sehr schwacher Stimme: „Sie begleiten mich doch nach Magdeburg? Heute noch.“

„Oder besser morgen. Sie bedürfen in der That der Ruhe. Erholen Sie sich einigermaßen. Sie muthen sich zu viel zu.“

„Nein heute, lieber Freund; ich will Ihnen beweisen, daß ich gesund geworden bin und stark sein kann, wenn's Noth thut! Heute.“

In diesem Augenblicke erschien die Generalin an

der Glashür, Hortense lief ihr entgegen. Die Tante betrachtete mit ganz erstauntem Blick bald Hortense, bald mich, aber ihr Erstaunen konnte nicht lange währen, denn Hortense umschlang sie, küßte sie und rief selig: „Nicht wahr, Tante, wir reisen heute ab?“

Die Generalin blickte mich wieder sehr verwundert an, und ich nickte befriedigt mit dem Kopfe.

* * *

Ich habe Hortense nach Magdeburg begleitet. Das Wiedersehen war unbeschreiblich rührend. Ich habe drei Tage mit Herrn und Frau de Brouillac zugebracht und habe alle Eigenschaften, welche Hortense an ihm rühmte, in ihm bestätigt gefunden. Das glückliche Paar wartet nur auf den Friedensschluß, um nach Paris zurückzukehren. Ich habe ihnen versprechen müssen, daß ich sie dort bald besuchen würde.

In Folge einer Wette.

1.

Zwei reizende junge Mädchen plaudern unter der alten Linde. Die Älteste ist gerade zwanzig Jahre alt, die Jüngere höchstens achtzehn. Die Ältere heißt Rätchen, ihre Augen sind beinahe dunkelbraun, die jüngere heißt Brigitte, ihre Augen haben jene unbestimmte grauhellbraun-bläuliche Farbe, die man, wenn es sich um Augen handelt, einfach „blau“ zu nennen pflegt.

Rätchen hat sehr lebhaft gesticulirt, und dabei ist ihr von dem Goldfinger der rechten Hand ein Ring geglitten und auf die Erde gefallen.

„Gieb Acht,“ sagt Brigitte. „Du wirst den Ring noch verlieren. Er ist Dir ja viel zu groß. Du solltest ihn ändern lassen.“

Rätchen hat den Ring wieder aufgehoben. Während sie ihn betrachtet, sagt sie: „Der Ring ist mir lieb und werth, so wie er ist. Ich bilde mir ein, daß er mir gerade so ein Talisman sein und Glück bringen wird.“

„Dir hätte ich einen solchen Aberglauben nicht zugetraut.“

„Es ist kein Aberglaube, es ist — ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, ohne sentimental zu werden, und dazu habe ich keine Lust. Kurz und gut, ich habe den Ring lieb und halte ihn in Ehren, weil ihn Dein Papa von den erstarrten Fingern meines Vaters gezogen hat. Es war sein Trauring, ein Geschenk meiner seligen Mutter. Da, sieh her, das Datum und die Initialen sind eingravirt: M. v. M. 18. März 1848: der achtzehnte März des tollen Jahres war der Hochzeitstag meiner verstorbenen Eltern, und während sie in der kleinen Kirche meiner rheinischen Heimathstadt die Ringe der Treue wechselten, wechselten in Berlin Soldaten und Bürger Kugeln. Der Ring ist unter Tausenden zu erkennen. Und wenn ich das Unglück haben sollte, ihn zu verlieren, würde er mir zurückgebracht werden, denn ich würde den zehnfachen Preis seines realen Werthes als Belohnung aussetzen. Und was verloren geht, wird auch gefunden, und unter den Bedingungen, die ich bieten kann, giebt es nur ehrliche Finder.“

„Du bist sehr zuverlässig, Rätchen.“

„Das habe ich von meinem Vater geerbt, den ich leider Gottes nur aus den Erzählungen fremder Leute kennen gelernt habe. Neulich noch, auf dem Ball bei Bergendahl's — die Bergendahl's tanzen ja mitten im Sommer — erzählte mir Herr Assessor v. Platom, der meinen Vater sehr genau gekannt hat, obwohl er wenigstens fünfzehn Jahre jünger ist, Wunderdinge von seiner Entschlossenheit. Und davon ist auch etwas auf

mich gekommen. Ich habe eigentlich gar kein Talent zum Mädchen.“

„Du bist närrisch, Käthchen. Uebrigens ist es mir lieb, daß Du mich an Herrn v. Platow erinnerst hast. Ich muß Dir noch gehörig die Leviten lesen.“

„Mir? Meine Herzensbrigitte, werde nur nicht pathetisch. Das kleidet Dich gar nicht.“

„Ernst gesprochen,“ versetzte Brigitte und sah ihre liebste Freundin so strafend wie nur irgend möglich an. „Du weißt ja, wie die Leute sind; sie sind boshaft und klatschfüchtig und wittern hinter dem unschuldigsten Scherze . . .“

„Und Du weißt, daß ich mir nichts daraus mache.“

„Das ist aber sehr thöricht. Der gute Ruf eines Mädchens ist kein Privatvergnügen. Nun, dieser Herr v. Platow gilt in der ganzen Stadt als ein vollendeter Don Juan, als ein leichtsinniger Taugenichts, der sich ein Vergnügen daraus macht, den jungen Mädchen die Köpfe zu verdrehen, und der sie, wenn ihm dies gelingt, auslacht. Wenn er in unserer Gesellschaft noch geduldet wird, so ist dies jedenfalls nicht sein Verdienst; wäre er nicht der Sohn seines Vaters und reich, so würde man ihm die Thür weisen. Mir hat Papa geradezu verboten, mit dem Menschen zu sprechen, und Du verplauderst den ganzen Abend mit ihm, tanzt mit ihm und amüsirst Dich dabei.“

„Königlich, Brigitte. Ob Herr v. Platow ein Räuber Jaromir ist, weiß ich nicht. Er ist unterhaltend; das ist Alles, was ich von ihm verlange. Gefährlich ist er

mir nicht, denn ich kann sein blasirtes Wesen nicht ausstehen. Aber seine geistreichen Einfälle gefallen mir und deshalb plaudere ich lieber mit ihm, als mit all' den langweiligen Menschen, auf die wir hier angewiesen sind."

„Er macht Dir den Hof?"

„Beharrlich."

„Und Du, Du duldest es?"

„Ich ignoreire es. Wenn ich es zurückwiese, würde es ja noch bedenklicher werden. Das verstehst Du noch nicht, aber es ist so."

Brigitte schüttelte den Kopf.

„Mir gefällt die Geschichte nicht, Käthchen, Du wirst noch in's Gerede kommen."

„Wir wollen uns heute nicht zanken. Ich bin sehr gnädig gelaunt, und Du hast die Pflicht, mich heute sehr ehrerbietig zu behandeln. Mit dem Morgenkusse, der Gratulation und dem Bouquet allein ist's nicht gethan."

„Mit Dir kann man sich auch beim besten Willen nicht zanken, nicht einmal an Deinem Geburtstag."

Die beiden Mädchen standen auf, und Arm 'in Arm gingen sie im Garten auf und ab. Die Strahlen der Vormittagssonne, die sich durch die dichtbelaubten Bäume nur mühsam Bahn brachen, senkten sich bald auf den Scheitel, bald auf die Nasenspitze, bald auf die runden Schultern der Spaziergängerinnen; bald blitzten sie ihnen vorlaut in das Auge und nöthigten die Lider, sich zu schließen. Käthchen war am längsten und am schönsten Tage des Jahres geboren, am 21. Juni.

Schon seit Jahren wurde ihr Geburtstag immer mit einem gewissen Pomp gefeiert, denn Käthchen wurde von ihrem Vormund, dem Geheimen Justizrath Stamm, geradezu vergöttert. Er liebte das muthwillige, kluge und graziöse Kind ebenso innig wie seine Tochter Brigitte. Ein herzlicheres Verhältniß, als es im Hause Stamm's bestand, konnte man sich nicht denken. Der unruhige, lebhafteste Justizrath, seine anmuthige Tochter Brigitte und sein ausgelassenes Mündel Käthchen von Mayen — sie Alle waren ein Herz und eine Seele. Zu Sommeranfang wurde alljährlich im Stamm'schen Hause ein solennes Fest gegeben. Alle Freunde und Bekannten wurden eingeladen, man aß und trank gut, trieb allerlei Streiche im Garten und ein gutes Souper vereinigte schließlich die ganze Gesellschaft im Pavillon. Zu guterlezt wurde eine Waldmeisterbowle aufgeföhren und, der Hausordnung gemäß, brachte der Geheime Justizrath den ersten und einzigen Toast auf das Geburtstagskind aus. Es darf leider nicht verschwiegen bleiben, daß diese alljährlich wiederkehrenden Toaste eine gewisse Aehnlichkeit mit einander hatten. Denn erstens war das Wortspiel, zu welchem der Vatername des Geburtstagskindes „Mayen“ veranlaßte, zu verführerisch, als daß ihm der brave Stamm hätte widerstehen können — das im „Juni“ aufgeblühete „Maienröschen“ war in der That stereotyp — und zweitens hätte der glückliche Vorname „Käthchen“ selbst einen weniger Verblühtigen zu einem Schlußreim mit „Mädchen“ bewogen, und auch

das geschah regelmäßig. Und die Gesellschaft war jedesmal hoch erfreut.

„Kinder, wo steckt Ihr?“ rief eine volle Männerstimme aus dem Pavillon.

Die Mädchen gaben darauf die übliche geistreiche Antwort: „Hier, Papa!“

Der Justizrath trat in den Garten und bewillkommete die „Kinder“ in herzlichster Weise. Stamm wird wohl fünfzig Jahre alt sein, seine Stirn ist schon etwas höher, als sie sein sollte, aber das läßt ihm vorzüglich. Papa Stamm macht den Eindruck eines ausgezeichneten Mannes, und das ist er auch. Das Auge blickt wohlwollend und geschweid in die Welt hinein. Der Mund ist trotz der etwas breiten Lippen schön geformt. Beim Sprechen zeigt er zwei Reihen großer, urgesunder Zähne. Er trägt nur einen kleinen, kurzgeschornen Backenbart à la Louis Philippe. Er ist breit und stark gebaut, beinahe corpulent. Sein dunkler Anzug und die untadelhaft weiße Binde bekunden die Würde, welche er bekleidet.

„Kinder,“ beginnt er und lächelt dabei, „heute Nachmittag werdet Ihr überrascht werden; oder ich will's Euch lieber gleich sagen, damit Ihr Euch auf die Ueberraschung vorbereiten könnt. Außer den üblichen Gästen habe ich noch zwei Fremde laden müssen. Bergendahl's haben mich darum gequält und ich konnte es nicht resistiren: Herr v. Platow hat den Wunsch geäußert, in unser Haus eingeführt zu werden!“

Räthchen erröthete flüchtig.

„Assessor von Platom?“

„Jawohl, derselbe, der Dir den Hof macht — die ganze Stadt spricht davon. Rätchen sei geschickt und nimm ihm ein= für allemal alle Illusionen.“

„Ich werde schon mit ihm fertig werden.“

„Davon bin ich überzeugt, gerade deswegen habe ich die Einladung ohne Gewissensbisse ergehen lassen. Ferner kommt ein anderer junger Colleague vom Gericht, Assessor Martini, der den Instructionsrichter Behrend vertritt; er ist ein lieber, harmloser Mensch.“

Brigitte wurde tiefroth.

„Nun, was fehlt Dir denn?“ fragte Stamm seine Tochter.

„Ich habe mich erschreckt. Ich kenne Herrn Assessor Martini, ich habe mit ihm bei Bergendahl's viel getanzt.“

• „Deshalb braucht man doch nicht roth zu werden. Vor diesem Martini warne ich Euch ebenfalls. Er ist zwar ein herzenguter Kerl, aber er hat kein Geld, gar kein Geld, und er kommt mir ganz so vor, als ob er auf Freierrfüßen ginge.“

Im Geldpunkte hörte selbst bei Papa Stamm die Gemüthlichkeit auf.

„Uebrigens steht die Suppe auf dem Tisch.“ Der Justizrath ging in das Wohnhaus. Rätchen und Brigitte folgten ihm langsam. Sie steckten die Köpfe zusammen und flüsterten. Es sah so aus, als habe Rätchen ein Geheimniß entdeckt und als mache sie ihrer

Freundin Vorwürfe darüber, daß sie es erst jetzt und zufällig erfahre.

„Sei lieb,“ bat schließlich Brigitte. „Nachher erzähle ich Dir Alles.“

2.

Gegen vier Uhr Nachmittags wurde es lebendig im Garten. Die Gäste kamen allmählich. Viele gleichgültige Wesen, einige Individuen.

Der gichtkranke Oberst a. D. v. Bergendahl ließ sich von seinem Sohne, dem Dragonerlieutenant Rudolf v. Bergendahl, führen. Seine beiden Töchter, die sittige, sehr fromme Julie und Lucinde, ein kleiner, aristokratisch näsclender Backfisch, blaß, hellblond, mit feingeschnittenem, nichtsagendem Gesicht, folgten ihnen.

Julie war gewiß bildschön gewesen. Sie war noch schön, obgleich die erste Frische aus dem kalten, strengen Gesicht schon verschwunden war. Höfliche Leute behaupteten, sie sei vierundzwanzig Jahre alt; sie gestand fünf- undzwanzig Jahre ein und war achtundzwanzig Jahre alt. Sie hatte sich nicht verheirathet, weil sie sehr wählerisch gewesen war. So sagten ihre Freunde. Die bösen Zungen zischelten sich dagegen eine abenteuerliche Geschichte zu, die großes Leid über die Familie Bergendahl, die Mutter in's Grab und die Tochter nicht unter die Haube gebracht habe. Vor fünf Jahren war Julie plötzlich sehr fromm und philanthropisch geworden. Sie stand an der Spitze einer Suppengesellschaft und war Kindergärtnerin. Sie hatte wenig Umgang. Ihr ein-

ziger Freund war der Aesthetiker Professor Wigel, der mit dem Oberst Schach spielte und sich mit Julie über die Sittenverderbniß unserer Generation ereiferte. Professor Wigel war einer der angesehensten Männer der Stadt. Er hielt im Winter Vorlesungen, die namentlich den Damen außerordentlich gefielen. Sein jungfräulicher Idealismus, seine warme Begeisterung für alles Schöne und Wahre, sein Redeschwung, sein blühender Stil machten ihn zum Helden aller ästhetischen Kaffeekränzchen. Die Reinheit seiner Sitten wurde den jungen Leuten der Stadt als leuchtendes Exempel vorgeführt. Auch Professor Wigel war heute bei Stamms zu Gast geladen. Er saß bei den Damen und docirte vor seinen andächtigen Zuhörerinnen die ewigen Principien des Schönen und Wahren. Professor Wigel saß nämlich immer bei den Damen, da ihn der Cigarrenrauch incommodirte.

Man sprach eifrig über Platon. Alle waren darüber einig, daß dieser Herr v. Platon ein böser sittenloser Mensch sei. Bloß Lucinde beurtheilte ihn mit einiger Nachsicht. Professor Wigel ließ kein gutes Haar an ihm.

„Seine Wirthin hat ihm übrigens gekündigt, weil sie das Treiben nicht länger dulden wollte,“ sprach der Professor geheimnißvoll und mit halber Stimme, aber deutlich genug, um von der ganzen Gesellschaft verstanden zu werden. „Wie es scheint war sein Zimmer das Stelldichein aller möglichen unlautern Elemente. Herr

v. Platow verkehrt ja überhaupt nur mit den Herren und Damen vom Theater.“

„Ich habe seine Bekanntschaft bei Herrn v. Bergendahl gemacht,“ bemerkte Käthchen.

„Nun ja, ich weiß,“ verbesserte sich der Professor. „Herr v. Platow hat allerdings Zutritt zu unseren besten Familien. Der Name, den er trägt, sein Vermögen — er wird eben ertragen, aber wohlgelitten ist er nirgends! Er sorgt dafür, daß er allerorten gehaßt wird. Er ist ein Pessimist, ein Schopenhauerianer, seine geistreich sein sollenden Bemerkungen sind einfach ungezogen. Er spielt sich als Original auf, und es fehlt ihm nicht weniger als Alles, um diese Rolle auszufüllen.“

„Herr Professor von Platow,“ meldete der Diener.

Brigitte stand auf, um ihn als Tochter vom Hause zu bewillkommen. Käthchen blieb sitzen. Im Kreise der Damen herrschte augenblicklich dumpfes Schweigen. Herr v. Platow stand etwa dreißig Schritte von der Gruppe entfernt, die ihn in so liebenswürdiger Weise beurtheilt hatte. Er wechselte mit dem Justizrath einige flüchtige Worte der Begrüßung. Als Brigitte auf ihn zukam, verneigte er sich artig und kalt. Er blickte nach den Damen hinüber — Käthchen hatte ihm den Rücken zugewandt — und er schien auf die Worte, welche Brigitte der Höflichkeit halber an ihn richten zu müssen glaubte, kaum zu achten. Brigitte strengte sich jedenfalls an, seine Blicke von der Gruppe abzuwenden.

„Wir treffen es immer glücklich mit dem Wetter,“

begann Brigitte, die offenbar nur sprach, um irgend etwas zu sagen. „Ich entsinne mich nicht, daß es jemals am 21. Juni geregnet hat. Auch heute ist wieder köstlicher Sonnenschein.“

„Das ist möglich; aber ich habe leider keinen Sinn für Temperatur, mein Fräulein,“ versetzte Platow sichtlich zerstreut.

Brigitte sah ihn an, räusperte sich ein wenig und ermannte sich darauf zu der Bemerkung: „Sie sind etwas später gekommen, als Sie sich angekündigt hatten. Sie haben gewiß viel Beschäftigung.“

„Später? Das thut mir leid, unglücklicherweise habe ich aber keinen Sinn für Zeit,“ versetzte Platow, ohne das Auge von Rätchen, die ihm beharrlich den Rücken kehrte, abzulenken.

Brigitte machte ein ziemlich verwundertes Gesicht. Die Ungezogenheit des jungen Assessors pikirte sie. Und dennoch faßte sie den Entschluß, einen dritten Versuch zu wagen.

„Sie wohnen beinahe auf dem Lande, am andern Ende der Welt; die Gegend ist reizend, aber es ist doch gar zu weit vom Mittelpunkte der Stadt.“

„Weit? Das mag sein, aber ich habe leider keinen Sinn für Entfernung, mein Fräulein.“

Brigitte sah ihn wieder an. Nach kurzem Besinnen wandte sie sich von ihm ab und ließ ihn stehen.

Platow kniff den Klemmer in's Auge und sagte leise zu sich selbst: „Ich glaube, ich bin unverantwortlich grob gewesen. Schadet aber nichts.“

Derselben Meinung war auch Brigitte, die, als sie wieder neben Käthchen Platz nahm, dieser zuraunte: „Dein Herr v. Platow ist ein Flegel — ich finde keinen andern Ausdruck für ihn.“

„Du verstehst nicht mit ihm umzugehen,“ antwortete Käthchen. „Mir gegenüber ist er so artig, wie ich es verlange.“

Es kamen immer mehr Gäste. Die Damengesellschaft hatte sich aufgelöst. Kleine Gruppen gingen im Garten auf und ab, wie sie Zufall und Neigung zusammenggeführt hatte. Man plauderte allerlei.

Professor Wigel hatte Julie den Arm geboten und unterhielt sich recht angelegentlich mit ihr. Sie sprachen leise und duckten sich bisweilen.

Brigitte ging an der Seite des stellvertretenden Instructionsrichters Martini, eines jungen Mannes mit intelligentem Gesicht und von einnehmenden Manieren. Sie sprachen ebenfalls leise. Der junge Beamte war äußerst artig, er erzählte Brigitten mit rührender Offenherzigkeit, daß sie ihm ausnehmend gefalle. Und Brigitte gebot ihm nicht, zu schweigen. Er klagte über seine Stellung, die ihm nicht gestatte, eine Häuslichkeit zu begründen. Brigitte hörte ihm aufmerksam zu. Er entwickelte mit Sachkenntniß ein rührendes Bild von der ökonomischen Lage eines unbesoldeten Assessors, der ausnahmsweise spärliche Diäten beziehe. Brigitte sagte, man könne auch mit Wenigem auskommen, man müsse es nur einzurichten wissen. Der Assessor erwiederte, daß es sehr schwer sei, Nichts in verschiedene Posten zu

vertheilen; er sei dieses Lebens herzlich satt und er habe beschlossen, die amtliche Juristerei an den Nagel zu hängen. Schon lange habe er den Plan gehabt, sich um eine Stelle als Justitiar bei irgend einem großen industriellen Unternehmen zu bewerben, und dieser Plan sei in den letzten Tagen zur That gereift. „In den allerletzten Tagen, seitdem ich das Vergnügen habe, Sie, mein liebes Fräulein, näher kennen und — schätzen zu lernen. Denn ich will frei und unabhängig dastehen, will meinem künftigen Schwiegervater sagen können: Ich verlange nichts als Dein Kind. Und, mein Fräulein, das Glück unterstützt uns — unterstützt mich, wollte ich sagen. Eine solche Stelle, wie wir sie suchen, ist gerade jetzt zu vergeben. Sie ist brillant dotirt. Mir stehen die wärmsten Empfehlungen zur Seite. Allerdings habe ich einen gefährlichen Mitbewerber. Er soll aus guter Familie und sehr protegirt sein. In vierzehn Tagen soll ich mich dem Geheimen Commerzienrath Wandel in Dortmund, der die entscheidende Stimme hat, vorstellen, wenn mir nicht bis dahin mein Nebenbuhler den Rang abgelaufen hat.“

„Wir wollen das Beste hoffen,“ erwiderte Brigitte sehr vernünftig. „Wenn man nur erfahren könnte, wer Ihr Mitbewerber ist?“

„Ach, mein Fräulein, Sie glauben gar nicht . . .“ Die jungen Leute traten in den Pavillon. Es war ein recht praktisches Liebespaar.

Lieutenant v. Bergendahl und Professor Wigel kamen den großen Weg herauf. Der Professor sah sehr

bleich aus. Der Lieutenant sagte ihm: „Mein Herr, ich will, wie gesagt, keine Scene herbeiführen, denn ich glaube nicht an die böse Geschichte, die man mir zuge-
tragen hat. Aber Eines versichere ich Sie, auf mein Ehrenwort. Wenn ich die Gewißheit erlange, daß Sie mit meiner Schwester Julie einen vertrauteren Verkehr pflegen, als es gestattet ist, so schieß' ich Sie über den Haufen wie einen tollen Hund.“

Persönlicher Muth gehörte nicht zu den Specialitäten des Aesthetikers, der für die Nibelungen schwärmte. Der Professor wurde immer blässer.

Der junge Bergendahl fuhr fort: „Wenn man Julie und Sie verleumdet hat, so will ich den Leuten schon den Mund stopfen, daß ihnen die Lust zum Lügen vergehen soll. Sollte das Unglaubliche wahr sein, so wissen Sie, was Sie erwartet.“

„Aber, Herr v. Bergendahl, ich schwöre Ihnen . . .“

„Sie brauchen nicht zu schwören, Herr Professor. Ich habe keinen Grund, Sie des schändlichsten Verraths an der Ehre meiner Familie für jähig zu halten, und ich habe zu Julie vollständiges Vertrauen. Ich hielt es nur für richtig, Sie von den Klatschereien, die mir heute Vormittag erzählt worden sind, zu unterrichten und Ihnen keinen Zweifel über meine Auffassung zu lassen.“

„Ich bin Ihnen dankbar.“

„Die Sache bleibt natürlich unter uns.“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.“

„Das habe ich nicht verlangt. Auf Wiedersehen,

Herr Professor." Der Lieutenant trat in den Pavillon. Wigel blieb wie festgewurzelt stehen.

Julie trat an ihn heran.

„Wollen wir noch etwas auf und ab gehen?“

„Julie!“ sprach der Professor mit zitternder Stimme.
„Dein Bruder weiß Alles.“

Julie richtete den Kopf auf und blickte mit einem Air auf den Professor herab, als ob er sie zu beleidigen versucht hätte.

„Er weiß Alles!“ wiederholte der Professor ganz leise.

Morgen Abend bei einbrechender Dunkelheit erwartete ich Sie im „Löwen“ am Löwenzwinger. Wir wollen dort die Sache besprechen.“

„Aber bedenken Sie doch, Ihr Bruder . . .“

„Ist morgen gar nicht in der Stadt. Manöver. Ich erwarte Sie!“ wiederholte das Fräulein mit sehr scharfer Betonung.

Sie ging schnell nach links; er ging langsam nach rechts.

Martini und Brigitte hatten sich in einer Laube niedergelassen. Sie waren einig geworden. Martini ergriff ihre Hand, die sie ihm willig überließ. Er erhob dieselbe etwas, neigte sein Gesicht zu ihr und drückte auf die kleinen Finger einen ehrbaren Kuß. Brigitte erröthete, aber sie ließ ihn gewähren.

„Papa ist herzensgut, nur bisweilen etwas komisch. Ich glaube, wir werden einen harten Kampf zu bestehen haben, aber ich scheue ihn nicht.“

„Ihr Papa hat immer in der wohlwollendsten Weise mit mir verkehrt.“

„Ja, aber . . . Sie müssen die Stelle bekommen. Das wird ihm imponiren.“

„Ich werde sie bekommen. Das schwöre ich Ihnen. Und wenn ich meinen Mitbewerber umbringen sollte.“

„Aber werden Sie doch nicht so garstig. Das wäre ja sündhaft.“

„Ach so!“ versetzte Martini ganz ernsthaft. Seit einigen Minuten mußte er nämlich gar nicht mehr, was er sagte. Er sprach wie eine Sprechmaschine. Im Herzen jubelte es, im Kopfe jauchzte es ihm, er lächelte glücklich, wie er es war, und sprach dummes Zeug. Es ist eine merkwürdige Situation, in der man sich während der ersten Viertelstunde nach dem ersten Geständniß befindet. Die Vernünftigsten geberden sich dann wie die Narren und auch der steife, correcte Martini war jetzt nicht recht bei Sinnen. Aber Brigitte fand ihn dessenungeachtet reizend. Es trat in der Unterhaltung eine längere Pause ein. Brigitte schien inzwischen die Wahrnehmung gemacht zu haben, daß es sich doch eigentlich gar nicht schicke, dem fremden Herrn ihre Hand zu einem anhaltenden Druck zu überlassen und sie versuchte deshalb, dieselbe behutsam zurückzuziehen. Das aber war der Tropfen, der die bis zum Rand gefüllte Schale überlaufen machte. Der Assessor drückte fester, inniger, absichtlicher, Brigitte machte noch einen schwachen Versuch, ihren gemarterten Fingern die Freiheit zu verschaffen, und ehe sie sich's versehen hatte, fühlte sie auf

ihren Lippen einen sympathischen leisen, aber sehr viel-sagenden Druck, der sie angenehm schauern machte, sie schloß die Lippen und öffnete sie langsam — kurz, ohne es zu wissen und zu wollen, ward sie geküßt und küßte. Als die jungen Leute dies Meisterwerk fertig gebracht hatten, sahen sie sich ganz erstaunt an, als hätten sie eine funkelnagelneue Erfindung gemacht. Darauf gab ihr der Assessor noch einen Kuß. Und er wollte ihr einen dritten geben, aber Brigitte sprang schnell auf und lief davon.

Der Assessor machte keinen Versuch, ihr zu folgen. Er stützte nachdenklich den Kopf auf die Rechte, aber er dachte an nichts. Er lächelte. Er war selig.

Brigitte ging in ihr Zimmer, verschloß die Thür sorgfältig, setzte sich recht bequem in den Sessel zurecht und weinte, daß es eine wahre Freude war. Sie war auch selig. Als sie sich ausgeschluchzt und ausgeweint hatte, beneßte sie die Augen mit frischem Wasser, öffnete das Fenster, blinzte, überzeugte sich vor dem Spiegel, daß man nichts merken könne, schloß die Thür wieder auf und kehrte mit der unbefangenen Miene von der Welt in den Garten zurück. Es kam ihr so vor, als ob die Menschen allesammt auf einmal viel hübscher geworden wären. Dem Justizrath raunte sie im Vorübergehen zu: „Du, Papa, ich habe Dir nachher eine Neuigkeit zu erzählen, über die Du Dich wundern wirst.“

„Wird wohl dummes Zeug sein.“

„Im Gegentheil, Papa.“

Sie wandte sich zu Lucinde v. Bergendahl, die etwas verlassen da stand.

„Es ist wahr, was die Leute sagen,“ versetzte das bleichjüchtige Kind und erblaßte womöglich noch dabei, „dieser Herr v. Platom ist ein abscheulicher Tropf. Bis vor vierzehn Tagen kam er mir ziemlich nett vor, aber heute finde ich ihn unausstehlich.“

Herr v. Platom hatte nämlich noch kein Wort mit ihr gesprochen und sich darauf beschränkt, sie kalt und vornehm zu grüßen. Ihre neue Coiffüre, wegen deren sie ihren Friseur in der größten Erregung einen „Ma-ladroit“ genannt und deren Herstellung nahezu eine Stunde beansprucht hatte, war vollständig wirkungslos geblieben.

Herr v. Platom hatte in der That etwas ganz Anderes zu thun, als auf die Coiffüre à la tour de Babel des bleichen Fräulein Lucinde zu achten. Endlich hatte er erreicht, was er wollte: er war im Gespräch mit Käthchen begriffen. Käthchen war zum ersten Mal im Leben etwas kokett gewesen, sie hatte den als Roué verschrienen Assessor bisher zu meiden gesucht, obwohl sie sich darauf freute, mit ihm schwätzen zu können.

„Es thut mir wirklich leid, Herr v. Platom,“ sagte Käthchen, „daß Sie so unvorsichtig sind. Ich gebe auf das Gerede der Leute sehr wenig, aber Sie haben gewiß Unrecht, gar nichts darauf zu geben.“

„Verhindern Sie doch die bösen Zungen zu klatschen.“

„Man braucht sie aber auch nicht zum Klatschen herauszufordern.“

„Aber, mein Fräulein, Sie sind ja viel zu ge-
scheidt, um nicht zu wissen, daß die Sünden der Väter
an den Kindern heimgesucht werden. Meinem Papa,
der zur glücklich situirten Minderheit gehörte, habe ich
meine sogenannte Unabhängigkeit zu verdanken, und das
können mir die Duckmäuser, Kriecher und Hascher nicht
vergeben. Ich gehe meinen Weg und darüber entrüstet
sich die Heerde, die dem Leithammel folgt. Die Leute
ärgern sich darüber, daß es mir gut geht, ohne daß ich
ihrer bedarf. Das nennt man Nächstenliebe. Ich be-
reite ihnen eben nicht die lauterste aller Freuden:
Schadenfreude, und deswegen sind sie mir gram.“

„Professor Wigel erzählte wahrhafte Schauer-
geschichten über Sie.“

„Professor Wigel?“ lächelte Platow. „Sehen Sie,
das ist eine neue Illustration zu der alten Geschichte
von dem Kerl, der im Glashaus sitzt und mit Steinen
um sich wirft. Wer selbst die löbliche Eigenschaft be-
sitzt, jede Gesellschaft durch seine angenehme Gegenwart
zu einer gemischten zu machen, dem steht es übel an,
über schlechte Gesellschaft sich zu beklagen.“

„Sie sind auf den armen Professor schlecht zu
sprechen.“

„Ich verachte ihn einfach. Er ist der Repräsentant
der widerwärtigsten deutschen Charaktere; er ist unwahr,
unwahr in Allem. Er eifert wider die „Welschen“ und
er treibt's schlimmer, als irgendwer. Aber sein Laster
ist schmunzelnd, leutselig, mit frommem Augenaufschlag.
Ach, gnädiges Fräulein, lassen wir das — sonst verliere

ich meine gute Laune. Das Moralpharisäerthum kann mich wirklich aus dem Häuschen bringen."

"Ich hasse die Moralpharisäer, wie Sie, obwohl ich sie weniger kenne, aber ich finde auch die Falstaffs des Lasters nicht sehr angenehm, und einen solchen glaube ich zu kennen."

"Meinen Sie mich?"

"Ja. Ich glaube, es macht Ihnen Vergnügen, in den Augen der Leute als sittenloser Mensch zu gelten, und das finde ich durchaus nicht geistreich."

"Ich weiß nicht, was die Leute sagen. Wenn Sie behaupten, daß ich kein Engel sei, so haben sie Recht."

"Sie haben Alles gethan, was Sie haben thun können, um zum Rufe eines gewissenlosen Don Juan, eines galanten Aventuriers zu kommen."

"Das ist mir allerdings immer noch lieber, als stände ich im Geruch der Heiligkeit."

"Ich finde das Prahlen mit Sittenlosigkeit ebenso abgeschmackt wie das Heucheln der Tugend."

"Sie sind nicht sehr höflich, mein gnädiges Fräulein."

"Sie verdienen es nicht besser."

"Woher wissen Sie denn, daß ich besser bin, als mein Ruf? Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich verleumdet werde? Es wäre doch denkbar, daß ich wirklich ein böser und gefährlicher Mensch sein könnte."

"Sie sind weder böse noch gefährlich."

"Sie sprechen sehr zuversichtlich, mein Fräulein."

"Ich bin meiner Sache auch gewiß."

„Ganz gewiß?“ fragte Platon und blickte Käthchen lächelnd an.

„Ganz gewiß!“ wiederholte Käthchen sehr ernst.
„Ich fürchte mich gar nicht vor Ihnen.“

„In dieser Umgebung haben Sie auch wenig zu befürchten.“

„Weder hier noch anderwärts, überhaupt nicht, unter keiner Bedingung.“

„Ich möchte Sie nicht in Verlegenheit bringen, Sie beim Wort zu halten.“

„Dadurch würde Ihnen, nicht mir eine Verlegenheit bereitet werden.“

„Mein Fräulein,“ sprach Platon, der über Käthchen's Ruhe beständig lächelte, mit heiterer Feierlichkeit, „mein Fräulein, reizen Sie mich nicht; verletzen Sie meine Eitelkeit nicht, sonst trete ich aus der Defensiv heraus.“

„Dazu fehlt es Ihnen an Muth.“

„Was? Nein, das ist zu arg!“

„Ich habe Ihnen schon erklärt, daß ich Sie für ganz zahm halte. Andern gegenüber mögen Sie sich den Anschein geben können, als wären Sie soeben als „wilder Mann“ vom preussischen Wappen heruntergeklettert, mir gegenüber verfängt Ihre Wildheit nicht.“

„Sie trumpsfen darauf, daß Sie hier, an diesem Orte, zu dieser Stunde und in dieser Umgebung unangreifbar sind, das ist kein Heldenstück.“

„Sie weichen zurück und mich zeihen Sie der Feig-

heit? Sie haben mit Falstaff mehr Aehnlichkeit, als ich glaubte."

"Ich weiche nicht zurück, mein Fräulein. Aber unsere Situation ist eine ganz verschiedene. Sie können mich angreifen und ich kann Sie nicht angreifen. Ich sitze im Käfig und Sie stehen vor demselben und necken mich mit dem Stocke. Schaffen Sie den Käfig bei Seite, und ich versichere Sie, Sie werden Ihre Zuversicht verlieren und sich überzeugen, daß ich doch nicht ganz so harmlos bin, wie Sie sich einbilden. Der Käfig heißt „die Gesellschaft“. Ich kann Sie hier nicht in die Arme schließen. . ."

"Der Käfig heißt „weibliche Tugend“. Sie irren sich, Herr v. Platon. Denken Sie denn, daß ich den Schutz vor Ihnen hier suche, in der Gesellschaft, die mich bewahren würde? Nein. Den Schutz habe ich in mir. Wenn die Anständigkeit nicht einmal die Gewalt besäße, die Zudringlichkeiten eines Vermessenen abzuwehren, so wäre es wahrlich schlimm."

"Und doch möchte ich Ihnen nicht anrathen, sich des Schutzes Ihrer Umgebung zu begeben."

"Sie könnten es ruhig darauf ankommen lassen."

"Ist das Ihr Ernst?"

"Mein vollkommener Ernst!"

"Nun wohl, mein Fräulein, Sie haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn ich Sie nun direct herausfordere."

"Ich nehme den Handschuh auf, wenn der Kampfpriß der Mühe verlohnt."

„Wenn Sie damit einverstanden sind, überlassen wir die Feststellung des Kampfpreises dem Sieger.“

„Also der Sieger kann verlangen, was er will, und der Besiegte muß es gewähren?“

„Ganz Recht. Der Discretion des Siegers bleibt es überlassen, nichts Uebermenschliches zu verlangen.“

„Ich acceptire diesen Preis.“

„So hören Sie die Bedingungen. Sie bleiben dabei, daß Sie mich für unschädlich, für ungefährlich halten. Sie bleiben dabei, daß Sie diesen Ort und diese Gesellschaft nicht für eine Schutzwehr halten, deren Sie bedürfen. Würden Sie also auch an einem andern Orte, unbelauscht, allein mit mir zusammen zu kommen den Muth haben, an einem Orte, wo unsere Handlungen durch keine Rücksicht auf die Umgebung beschränkt werden, wo ich thun und lassen kann, was ich will?“

Räthchen sah Platon erstaunt an.

„Scherzen Sie?“

„Gott bewahre, jetzt spreche ich so ernst wie nur irgend möglich. Wenn Sie die Consequenz Ihrer Worte auf sich nehmen, wenn Sie keines andern Schutzes bedürfen, als dessen, den Sie in sich haben, so werden Sie überall mir muthig entgegen zu treten wissen.“

„Gewiß, Herr v. Platon.“

„Nun so schlage ich Ihnen vor: besuchen Sie mich eines Abends in der Dämmerstunde in meinem Zimmer.“

Platon lächelte. Räthchen machte große Augen.

„Sehen Sie,“ fuhr er lächelnd fort. „Dem ersten praktischen Versuche gegenüber fällt Ihr theoretischer Muth zu Boden.“

„Was berechtigt Sie zu dieser Bemerkung? Ich werde kommen.“

„Allein?“

„Allein.“

„Ohne daß Sie einem Menschen etwas davon sagen?!“

„Ohne daß ich einem Menschen etwas davon sage.“

„Und Sie werden das Gastrecht nicht mißbrauchen, mir nichts verbieten, mir die völlige Freiheit meiner Handlungen gestatten?“

„Ich werde Ihnen nichts verbieten; denn Sie werden sich Alles verbieten.“

„Abgemacht!“

„Abgemacht!“

Räthchen wandte ihm den Rücken. Platon rief sie zurück: „Noch ein Wort, mein Fräulein! Wenn Sie wirklich bei Ihrem kühnen Entschlusse beharren, möchte ich Sie noch ersuchen, die Ausführung zu beschleunigen. Ich muß Ende dieser Woche verreisen, vielleicht auf längere Zeit. Mir ist die Stelle eines Justitiars angetragen worden. Ich muß mich dem Geheimrath Wandel in Dortmund vorstellen. Es wäre mir natürlich erwünscht, daß unsere Wette vorher entschieden würde. Also benachrichtigen Sie mich in den nächsten Tagen durch ein Wort, wann ich das Vergnügen haben würde, Sie in meinem bescheidenen home willkommen heißen zu dürfen, oder ob Sie darauf verzichtet haben.“

„Ich werde Ihnen morgen antworten.“

Räthchen ging.

Platow sah ihr nach, schüttelte den Kopf und sprach: „Das ist das sonderbarste kleine Mädchen, das ich in meinem Leben kennen gelernt habe.“

Als Räthchen allein war, überlegte sie sich Alles, was sie gehört und gesagt hatte, und kam schließlich zu der trüben Betrachtung: „Ich glaube, es ist doch wohl am gescheidtesten, wenn ich die Wette verliere. Was kann er mir anhaben?“

3.

Der Abend verlief ruhig und heiter. Die Bowle war gut, das Gespräch animirt, man heuchelte Freundschaft, drückte sich die Hände und klatschte hinter dem Rücken, dabei amüürt man sich immer vortrefflich. Platow und Räthchen sprachen wenig mit einander und sahen sich gar nicht an, Brigitte und Martini sprachen gar nichts, aber sie sahen sich beständig an und lächelten. Lucinde kokettirte mit Platow und Platow war galant genug, um darauf von Zeit zu Zeit zu reagiren. Am freundschaftlichsten verkehrten Professor Wigel und Lieutenant von Bergendahl mit einander. Julie drehte Wigel den Rücken zu und plauderte unbefangen mit dem Justizrath, welcher dem würzigen Getränke tapfer zusprach. Der alte Bergendahl machte einem jungen, hübschen Bäckfisch von sechzehn Jahren alle möglichen Complimente. Gegen neun Uhr brach die Gesellschaft auf. Der Justizrath war sehr fidel und sehr müde.

„Papa,“ sagte ihm Brigitte, als sie ihn in das Schlafzimmer führte. „Ich muß Dir ein Geheimniß anvertrauen.“

„Morgen, Kind, morgen. Schlaf wohl.“ Er zog sich den Rock aus.

„Nein, Papa, heute. Sonst schlafe ich die ganze Nacht nicht.“

„Morgen, Kind. Ich bin sehr müde.“ Er zog sich den rechten Stiefel aus und schleuderte ihn wider alle Regeln der Etiquette in die Zimmerecke.

„Nein, Papa, auf der Stelle! Ich habe mich beinahe verlobt.“

„Ei der Tausend!“ rief der Justizrath und schlug das linke Bein über das rechte. Der Stiefelknecht, in welchen der linke Stiefel eingeklemmt war, machte die graziöse Bewegung mit. „Beinahe verlobt? Gegen wen denn?“

„Mit Herrn Assessor Martini!“

„Dachte ich's mir doch. Na, das wird eine schöne Geschichte werden. Gute Nacht, Kind!“

„Aber, Papa, hast Du denn gar nichts weiter darauf zu sagen?“

„Doch, mein Kind, mancherlei, aber morgen.“ Der Justizrath zog sich auch den linken Stiefel aus, fuhr in die Pantoffeln und knöpfte die Cravatte ab. „Morgen ist ja auch ein Tag. Da werde ich Dir auseinandersetzen . . .“ Der Vatermörder wurde abgeknöpft, „daß — Du mußt die Knöpfe besser annähen, Brigitte, da ist mir schon wieder so ein Teufelsding abgesprungen

— daß Du Dir die Geschichte aus dem Sinn schlagen mußt. Denn siehst Du, liebes Kind,“ der Justizrath zog seine Uhr auf und legte sie mit Brieftasche, Portemonnaie und Brille neben den Leuchter, „so ein unbesoldeter Assessor ist rein gar nichts. Hätte er ein Amt, daß seinen Mann und seine Frau ernährt, na, dann würde ich nicht Nein sagen, aber so“ — der Justizrath zog die Weste aus — „morgen wollen wir darüber sprechen, Kind, morgen. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ rief Brigitte, küßte den Papa und sprang schnell aus dem Zimmer; und sie that wohl daran, denn zwei Minuten später lag der Justizrath im Bett und schnarchte wie ein Gebenedeiter.

Die jungen Mädchen plauderten in Brigittens Zimmer aber noch lange Zeit.

„Du, Käthe, ich glaube, Du interessirst Dich für den Herrn v. Platom? Ich finde ihn gräulich.“

„Mir gefällt Dein schüchtern Assessor recht gut.“

„Mein Assessor? — Hast Du uns belauscht?“

„Ich konnte mir doch die Augen nicht zuhalten.“

„Also war's auffällig?“

„Sehr!“

„Um so besser. Ich werde ihn ja heirathen.“

„Und das sagst Du so ruhig, so einfach, als ob sich's um gar nichts handle? Weiß es Papa schon?“

„Ich hab's ihm eben gesagt!“

„Nun, und —?“

„Und er will vorläufig noch nichts davon wissen; aber Papa war sehr schläfrig. Morgen werde ich ihm

die Sache klar auseinandersetzen und ich bin überzeugt, er wird sehr lieb sein. Aus Heirathen ist vorläufig freilich noch nicht zu denken. Es ist recht schade! Denn wir haben uns von Herzen lieb!"

„Erzähle, Herzensbrigitte!"

„Ach, die Sache ist sehr einfach. Papa wird nie und nimmer seine Zustimmung dazu geben, daß ich einen unbefoldeten Assessor heirathe. Und Oskar wird sich auch nie dazu verstehen, ein Mädchen zu heirathen, ehe er einen Hausstand begründen und eine Familie ernähren kann. Und ich möchte auch nicht ins Ungewisse hinein heirathen. Mein kleines Vermögen, über das ich übrigens auch noch nicht einmal verfügen kann, will ich nicht ohne Noth angreifen. Also in dem Punkt sind wir alle Drei einverstanden: Papa, Oskar und ich. Nun heißt es also: für Oskar eine Stelle finden, die einträglich ist. Oskar hat etwas Ordentliches gelernt, er ist brav und fleißig; damit hat es also keine Noth. Es ist sogar möglich, daß wir bald zum Ziele kommen. Aber diese Möglichkeit ist so himmlisch, daß ich gar nicht daran glauben darf. Denke Dir, es ist gerade jetzt eine Stelle, wie wir sie brauchen, vacant. Oskar hat sich darum beworben, und wenn's nach Verdienst ginge, würde er sie auch erhalten. Aber er hat einen gefährlichen Mitbewerber, der einen vornehmen Namen trägt, und ich fürchte, daß man sich schlechtweg für diesen entscheidet und meinen armen Oskar unter schmeichelhafter Anerkennung seiner vortrefflichen Eigenschaften unberücksichtigt lassen wird."

Räthchen hörte dem kleinen praktischen Mädchen lächelnd zu. Sie strich ihr die Wange, gab ihr einen Kuß und sagte: „Du sprichst wie ein Buch, Brigitte.“

„Ich bin ja Braut; und man muß doch einmal anfangen, vernünftig zu werden.“

„Mit achtzehn Jahren!“

„Bernaunft und fremde Sprachen wollen in der Jugend erlernt sein, sonst bleibt man sein Lebtag ein Stümper.“

„Du bist schon eine Virtuofin. Wie heißt denn Dein gefährlicher Gegner, der Rival Deines Oskar? Vielleicht ließe sich irgend etwas ausfindig machen, das ihn unschädlich machte.“

„Das ist ja eben unser Unglück: wir kennen den Namen gar nicht. Was ich Dir sagte, ist Alles, was wir von dem Geheimen Commerzienrath Wandel, der die Stelle zu vergeben hat, haben erfahren können.“

Als der Name „Wandel“ genannt wurde, fuhr Räthchen auf. Sie erinnerte sich, heute den Namen schon gehört zu haben, ohne genau zu wissen, bei welchem Anlaß. Auf einmal fiel's ihr wie Schuppen von den Augen. Sie besann sich, daß Platow von einem Geheimrath Wandel, dem er sich in den nächsten Tagen vorstellen müsse, gesprochen hatte, und fragte schnell und mit scharfer Betonung: „Geheimrath Wandel in Dortmund?“

„Ja, in Dortmund. Woher hast Du denn das erfahren?“

„Durch Zufall.“ Also Platow war der Stören-

fried wider Willen! Diese Entdeckung rief in dem jungen Mädchen ganz eigenthümliche Empfindungen hervor. Alle normalgebildeten jungen Mädchen haben eine große Vorliebe für — das garstige Wort „Kuppellei“ wäre zu stark — für Begünstigung zarter Verhältnisse; sie lieben es, heimliche Vertraulichkeiten zu schützen, und nichts bereitet ihnen größeres Vergnügen, als bei Verlobungen die Hand im Spiele zu haben und die Hindernisse, welche die Liebenden trennen, beseitigen zu helfen. In diesem Sinne haben die Frauen in der That den von Schopenhauer so mißachteten weiblichen esprit de corps. Daß sie sich selbst nicht vergessen, ist allerdings auch richtig; aber sie sind doch viel uneigennütziger, als die Männer, und wenn die Trauben für sie zu hoch hängen und ihnen deshalb sauer erscheinen, so haben sie doch nichts dagegen, daß eine Andere sie süß finde, und bieten dann alle ihre Kräfte auf, daß jene sie pflücken könne. Käthchen jubelte bei dem Gedanken, das Mittel in der Hand zu haben, Martini's Nebenbuhler unschädlich zu machen und das Glück ihrer Freunde fördern zu können.

„Schlaf ruhig, lieber Engel. Martini bekommt die Stelle! Verlaß Dich auf mich!“ sprach sie schließlich mit freudiger Bestimmtheit.

„Ich verstehe Dich nicht, Käthe.“

„Das ist auch nicht nöthig. Ich wiederhole Dir: Martini bekommt die Stelle. Ich sorge dafür!“

„Aber so foltere mich doch nicht! Sprich Dich aus!“

„Uebermorgen sage ich Dir Alles. Gute Nacht, mein Engel.“

Die Freundinnen gaben sich einen Kuß. Brigitte schlief bald ein, ohne zu ahnen, was die zuversichtliche Versicherung Käthchen's zu bedeuten habe. Käthchen setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb: „Morgen Abend um neun Uhr wird man, wie verabredet, den Besuch machen.“ Sie überlas die anderthalb Zeilen noch einmal, um sich über den Satzbau und die Orthographie völlig zu beruhigen — denn selbst die klügsten Frauen schreiben bisweilen „Micht“, was „Milch“ bedeuten soll — und da sie Fassung und Schreibweise als unangreifbar erachtet hatte, faltete sie das Billet zusammen, legte es in ein Couvert, adressirte:

„Herrn Assessor Rudolf v. Platon
Weststraße

hier.“

versiegelte es, vergaß natürlich zu frankiren und huschte in die Küche zu ihrer alten Freundin, der Köchin.

„Traudchen, wollen Sie mir den Brief noch heute Abend in den Kasten werfen?“

Traudchen, deren körperliche Dimensionen das im Hause bräuchliche Diminutiv eigentlich nicht rechtfertigten — bei der letzten Kirmes hatte sie sich wiegen lassen: hundertachtundsechzig Pfund Zollgewicht — war etwas erstaunt.

„Heute noch? Bei nachtschlafender Zeit?“

„Ich bitte Sie darum.“

Der Bitte, welcher durch ein Trinkgeld der erforder-

liche Nachdruck gegeben wurde, vermochte Traudchen, die ihrem Liebling so wie so keine Gefälligkeit abschlagen konnte, natürlich nicht zu widerstehen. Sie trolste davon. Rätchen legte sich zur Ruhe, aber sie fand die Ruhe erst, als das Frühroth den jungen Morgen ankündigte.

4.

Es war, als ob die Heiterkeit im Stamm'schen Hause ausgestorben sei. Ob's nur an dem unfreundlichen Wetter lag? An dem Regen, der am 22. Juni den ganzen Tag über vom Himmel fiel?

Bei Tisch wurde kein Wort gewechselt. Stamm hatte Kopfschmerz von der Bowle und in Folge dessen schlecht plaidirt; er war ärgerlich. Brigitte war nachdenklicher als gewöhnlich und selbst das muntere Rätchen auffallend zerstreut. Nach vollendeter Mahlzeit trennte man sich, ohne die üblichen Wünsche für die werthe Constitution des lieben Nächsten ausgetauscht zu haben. Das war seit Jahren im Stamm'schen Hause nicht vorgekommen.

Der Abend schlich heran. Es regnete noch immer. Brigitte saß in ihrem Stübchen, stopfte Strümpfe und weinte dazu; sie fühlte sich bekommen und wußte selbst nicht warum. Rätchen ging in großer Aufregung im Zimmer auf und ab; bald schoß ihr das Blut zu Kopf, bald fröstelte sie's. Sie sah nach der Uhr. Es war halb Acht; die gewöhnliche Zeit zum Abendessen. Das

Familien- und Speisezimmer befand sich im Erdgeschoß. Sie stieg langsam die Treppe hinunter, auf der Flur vor der Thür zum Speisezimmer traf sie Brigitte. Die beiden Freundinnen drückten sich innig die Hand, umarmten sich schmerzlich, schluchzten, Keine fragte nach dem Grunde der wundersamen Traurigkeit, Keine versuchte es, sie zu verbergen. Wie die armen Sünderinnen traten sie in das Zimmer, in welchem Papa Stamm sie schon erwartete. Er hatte wegen des schlechten Wetters und des um diese Jahreszeit merkwürdig frühen Dämmerlichtes schon die Laden schließen und die Lampe anzünden lassen. Es war schwül und ungemüthlich. Käthchen und Brigitte gaben dem Justizrath den vorschriftsmäßigen Kuß und setzten sich stumm zu Tisch. Die Speisen blieben fast unberührt stehen. Jeder beschäftigte sich mit seinen Gedanken. Käthchen sah wieder nach der Uhr. Die achte Stunde war verflogen. Käthchen wurde immer aufgeregter, ihr Herz klopfte stürmisch, die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

Als Papa Stamm sich vom Stuhle erhob und dadurch andeutete, daß das Abendessen sein officiellcs Ende erreicht habe, trat Käthchen mit künstlicher Tapferkeit auf ihn zu und sagte anscheinend ruhig zu ihm: „Wunderbare Dich nicht, Papa, daß ich heute Abend noch ausgehe. Ich habe etwas zu besorgen, was sich nicht gut verschieben läßt.“

Brigitte horchte auf. Stamm sah sein Mündel erstaunt an.

„Heute Abend, Käthchen?“ wiederholte er. „Du scherzest wohl?“

„Ich scherze nicht, Papa. Bitte, frage mich nicht, wie, wo und warum? Ich versichere Dich, ich habe zu thun. Ich muß meinen Ring, der mir immer vom Finger fällt, abändern lassen . . .“

„Der Juwelier hat seinen Laden längst geschlossen.“

„Ich weiß. Ich muß eine Freundin auf dem Bahnhof begrüßen, die um neun Uhr hier durchreist . . .“

„Eine Freundin? Was für eine Freundin, Kind?“

„Aber so sei doch nicht so mißtrauisch, Papa.“

„Ich bin's wahrhaftig nicht; Dein merkwürdiges Verlangen zwingt mich aber, es zu werden. Denn um neun Uhr kommt gar kein Zug an.“

„Vielleicht ist der Fahrplan verändert, ohne daß Du es weißt. Kurz und gut, ich bitte Dich herzlich, lieber Papa, frage mich nicht. Du traust mir hoffentlich keine Schlechtigkeit zu. Ich wiederhole Dir, ich muß eine Besorgung machen und zwar heute noch, trotz der ungewöhnlichen Stunde.“

„Mein Herzenskind, Du weißt, daß ich Dir mein ganzes Herz, mein volles Vertrauen geschenkt habe. Wenn Du mir sagst: ich muß, so werde ich Dich nicht zurückhalten. Aber allein darfst Du nicht gehen, das schickt sich nicht. Laß Dich von Traudchen begleiten.“

„Aber Papa . . .“

„Das ist mein letztes Wort. Traudchen ist discret und ich werde sie nicht ausfragen. Ich weiß zwar nicht, was Du vorhast, aber Ihr jungen Mädchen habt ja

immer den Kopf voll geheimnißvoller Grillen, und wenn Du uns überraschen willst — nun, meinestwegen. Aber nicht ohne Traudchen.“

Käthchen sah ein, daß jeder weitere Widerspruch vergeblich gewesen wäre, und sagte nichts mehr. Sie küßte Papa Stamm, nickte Brigitte zu und ging in ihr Zimmer. Brigitte folgte ihr.

„Aber, Käthchen, was machst Du denn für Geschichten?“ fragte sie treuherzig.

„Thu' mir die Lieb' und fange Du nicht auch an, mich zu quälen. Nachgerade verlier' ich die Geduld!“ antwortete Käthchen mit einer Unfreundlichkeit, welche ihrem ganzen Wesen so fremd war, daß Brigitte geradezu erschreckt einen Schritt zurückwich und lautlos den Rückzug antreten wollte. Als Käthchen das bemerkte, ging sie auf Brigitte zu, schlang ihren schönen Arm um das liebe Kind, küßte sie herzlich und sagte: „Vergieb mir, meine Herzensbrigitte, vergieb mir Alles, was ich gesagt habe und heute noch sagen werde. Ich bin krank. Morgen wirst Du mich begreifen. Aber heute, bitte, frage mich nicht, vertraue mir und behalte mich lieb. Ich versichere Dich: ich verdiene Deine Freundschaft.“

Brigitte war ganz bestürzt über den seltsam feierlichen Ton, mit welchem diese Worte gesprochen wurden. Sie drückte ihrer Freundin die Hand und sagte: „Nimm Dich nur in Acht, Käthe! Mir ahnt nichts Gutes. Den ganzen Tag ist mir Kopf und Herz so schwer gewesen — so schwer! Mach's gut, Käthe, mach's gut!“

Brigitte ging. Käthchen ließ sich auf einen Sessel

fallen und blickte starr vor sich hin. Sie dachte an Alles und an Nichts. Plötzlich fuhr sie auf. Die Zeit zum Stellbichein war gekommen. Rätchen hatte ein dunkles Kleid angelegt, sie setzte den Hut auf und zog den dichten, braunen Schleier vor das Gesicht. Sie zog den Regenmantel an, der ihr bis an die Knöchel reichte, stülpte die Kapuze auf, nahm den Schirm und ging behutsam wie ein Dieb die Stiege hinunter. Ein dunkler Handschuh bedeckte ihre linke Hand, den rechten hatte sie in der Aufregung auf dem Tisch liegen lassen. Auf der Straße erst bemerkte sie's; zum Umkehren war's zu spät. Sie fürchtete sich auch. Traudchen war ihr schweigsam gefolgt. Als sie vielleicht fünf Minuten vom Hause entfernt waren, ergriff Rätchen das Wort: „Traudchen, Sie dürfen nicht wissen, wohin ich gehe. Erwarten Sie mich dort unter dem Thorweg an der Ecke in etwa einer Stunde. Aber sagen Sie keinem Menschen ein Wort davon. Ich werde mich erkenntlich zeigen.“ Traudchen glaubte zu verstehen, blinzelte mit den Augen und versetzte: „Schön, Fräulein! Ich gehe so lange zu Michels.“ Frau Michels wohnte ganz in der Nähe und war Traudchen's Freundin, obgleich Beide vor Jahren „bei derselben Herrschaft gedient hatten.“

Rätchen lief mehr, als sie ging. Es regnete noch immer und es war inzwischen fast dunkel geworden. Die Weststraße lag am entgegengesetzten Ende der Stadt. Rätchen mußte unglücklicher Weise die allerbelebtesten Straßen passiren, die Ringstraße, in welcher die höchste

Aristokratie wohnte, und die in diese mündende Gasse, „Löwenzwinger“ genannt, in welcher trotz der üblen Beschaffenheit des Pflasters und der erdrückenden Enge einige der schönsten Gewölbe neben dem ersten Hôtel der Stadt, dem weit und breit berühmten „Gasthaus zum Löwen“ lagen. Käthchen glaubte in jedem der zahlreich Vorübergehenden einen Bekannten zu erblicken, der sie erkenne und beobachte, und fürchtete sich sehr. Als sie aber von der Ringstraße in den Löwenzwinger einbog, sah sie in der That den Assessor Martini, der auf der andern Seite der Ringstraße schnellen Schrittes dahinging. Käthchen senkte den Regenschirm, aber es kam ihr vor, als ob Martini an der Ecke des Löwenzingers stehen blieb und ihr nachblickte. Käthchen lief schneller, natürlich wagte sie nicht sich umzusehen. Endlich war der Löwenzwinger, der, wie bemerkt, sehr eng war, fast durchschritten. Am Ausgang war es äußerst belebt. Ein Kollwagen lenkte ein und die Fußgänger mußten schnell bei Seite springen. Käthchen lief nach links. Dort war das „Hôtel zum Löwen“. Das Gedränge auf dem engen Trottoir war momentan so groß und die Schwierigkeit der Circulation durch die zahlreichen aufgespannten Regenschirme so erhöht, daß Käthchen etwa eine Minute vor dem Hôtel Halt machen mußte. Die rechte Hand, welche den Schirm getragen hatte, zitterte ihr vor Mattigkeit und Aufregung; sie nahm den Schirm in die linke und ließ die rechte maschinenmäßig herabfallen. Es kam ihr so vor, als hörte sie etwas klirren, aber sie achtete nicht darauf. Der

Wagen war vorübergefahren, sie konnte vorwärts gehen und lief weiter.

Einige Minuten später traten ein Herr und eine tiefverschleierte Dame mit langem Regenmantel in den „Löwen“ ein. Die Dame bückte sich und nahm etwas auf.

„Da hat vermuthlich Jemand seinen Trauring abgezogen und verloren,“ flüsterte die Dame.

„Unsere Bagage kommt gleich,“ sagte der Herr zu dem etwas erstaunten Oberkellner. „Ich bitte um zwei Zimmer.“

Der Portier gab dem Zimmerkellner die Schlüssel zu den Zimmern Nr. 25 und 26. Der Kellner ging mit der Kerze voran, öffnete die Zimmerthür, zündete die beiden Lichter an und verschwand. Die Beiden blieben allein. Die Dame besah den Ring genauer und legte ihn dann auf den Tisch, da sie augenscheinlich in diesem Moment wichtigere Geschäfte hatte.

Räthchen war inzwischen glücklich vor dem Hause Platom's in der Weststraße angelangt. Als sie den Klingelzug ergriffen hatte, schwankte sie noch einen Moment. Sie sah sich scheu um. Niemand war zu sehen. Da warf sie den Kopf fast trotzig auf und zog beherzt die Schelle. Es wurde ihr gleich geöffnet.

„Weiß schon, Fräulein!“ redete sie eine ältliche Frau an, welche ihr die Thür geöffnet hatte. „Der Herr Assessor erwarten Sie schon, belieben Sie nur einzutreten.“ Die Alte öffnete die Zimmerthür. Räth-

chen, deren Wangen sich mit Purpurröthe bedeckt hatten, trat feck ein, obwohl ihr die Füße fast die Dienste versagten. Platon kam ihr entgegen und reichte ihr die Hand. Die Zimmerthür wurde wieder geschlossen. Käthchen und Platon waren allein.

„Da bin ich!“ sagte Käthchen, die dem Sturm, welcher in ihr tobte, durch äußerliche Ruhe Paroli bieten wollte.

„Bitte, legen Sie ab, mein Fräulein.“

„Mir ist nicht heiß.“

„Sie glühen. — Und setzen Sie sich.“

„Ich bin nicht müde.“

„Sie wanken. Bitte, machen Sie sich's bequem. Ich bitte Sie darum und Sie wissen ja, ich könnte befehlen.“

„Ach so!“ Käthchen setzte den Hut und streifte den Handschuh ab, zog den Regenmantel aus, arrangirte vor dem Spiegel ihre Haare und setzte sich auf einen Sessel, der nahe dem Fenster stand.

„Aufs Sopha, wenn ich bitten darf.“

Käthchen gehorchte. Platon setzte sich dicht neben sie auf das Canapé und sah sie mit merkwürdigen Blicken an.

„Machen Sie doch nicht so abscheuliche Augen. Sie sehen ja schrecklich aus.“

Platon versetzte lächelnd: „Nichts verbieten! Das wäre wider die Verabredung.“

„Nun meinetwegen, fahren Sie fort. Ich sagte Ihnen das in Ihrem eigenen Interesse, weil Sie

mit schwärmenden Blicken nicht sehr vortheilhaft aus-
sehen.“

„Sie sind ein geschickter Feldherr. Sie greifen an,
um dem Angriff des Feindes vorzugreifen.“

„Ich habe mir keinen Plan gemacht, das versichere
ich Sie.“

„Haben Sie Angst ausgestanden?“

„Entsetzliche! Aber jetzt bin ich ruhig.“

„Ruhig?“

„Ganz ruhig.“

Platon ergriff ihre Hand und führte sie langsam
an seine Lippen. Käthchen ließ ihn ruhig gewähren,
sie zuckte nicht mit den Wimpern, keine Miene ihres
reizenden Gesichts bewegte sich, sie sah Platon nicht
einmal an; der zu Boden gesenkte Blick war frei von
aller Befangenheit, aber er hatte etwas unbeschreiblich
Trauriges. Platon senkte die Hand wieder und rückte
etwas bei Seite.

„Aber so verbieten Sie mir doch wenigstens, daß
ich Ihre Hand küsse,“ rief er halb scherzhaft, halb un-
geduldig.

„Das wäre wider die Verabredung. Sie sind der
unbeschränkte Herr Ihres Willens, Herr v. Platon!“

„Wissen Sie wohl, mein Fräulein, daß Sie mich
in Versuchung führen, ein elendes Subject zu werden?
Denn, beim Element, ich bin kein heiliger Antonius. Wir
sind allein, unbelauscht, Sie sind reizend, jung, schön,
reizend, ich wiederhole es Ihnen, und überlegen Sie
sich, was das Wort zu bedeuten hat. Ich habe kein

Fischblut in den Adern, die Situation ist einfach unmöglich, mein Fräulein."

"Ich habe sie nicht geschaffen."

"Sie haben sie acceptirt und das ist das Schlimmste. Die Tollkühnheit hätte ich Ihnen nie zugetraut, sie macht mich irre an Ihnen und an mir. Entweder wissen Sie nicht, was Sie gethan haben, oder Sie sind bewußtvoll die gefährlichste Kofette, die existirt. Entweder war ich gestern ein elender Brahlhans, oder ich werde heute ein Schuft. Ich will weder Sie noch mich weder für das Eine noch für das Andere halten, und deshalb bitte ich Sie, bitte Sie herzlich, machen Sie dem Spiel ein Ende!"

Räthchen schwieg. Platon rückte wieder etwas näher.

"Aber so sagen Sie doch wenigstens irgend etwas."

"Ich will meine Wette gewinnen," versetzte Räthchen ruhig.

"Um jeden Preis?"

"Um jeden Preis, den Sie fordern werden."

"Und wenn's nun ein Kuß wäre?"

"Ich will meine Wette gewinnen," antwortete Räthchen streng und sah Platon scharf ins Auge.

"Aber, mein armes Fräulein, Sie scheinen gar nicht zu bedenken, daß diese Stunde über Ihr ganzes Leben entscheiden kann. Ich fühle auf einmal Mitleid mit Ihnen . . ."

"Ich verlange nur Respect."

"Ihr Eigensinn, verzeihen Sie, wenn ich ein un-

freundliches Wort ausspreche, Ihr Eigensinn kann es dahin bringen, daß Sie sich den Respect, den man Ihnen schuldet, verscherzen; ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll! Hätten Sie gar keinen Versuch gemacht, die unsinnige Wette gewinnen zu wollen, so hätte ich mich Ihnen zu Füßen gelegt. Daß Sie es aber wagen, hierher zu kommen, allein, in der Dunkelheit, Sie, ein junges, geistreiches, reines Mädchen, zu mir, von dem man sich die ungeheuerlichsten Dinge erzählt, daß Sie Ihren guten Ruf, den Sie sich, Ihren Angehörigen, Ihrem zukünftigen Mann schulden, für ein Nichts in den Wind schlagen — das, mein Fräulein, ist keine Caprice mehr, das ist kaum noch eine Extravaganz zu nennen. Und, wie gesagt, ich fange an zu zweifeln. Seien Sie vor Allem weiblich, mein Fräulein, erheucheln Sie keine Bravour, die gar nicht zu Ihrem Ressort gehört, sagen Sie mir: ich war unvorsichtig, es thut mir leid, leben Sie wohl! und verlassen Sie mich!"

Räthchen stand auf.

„Ich war unvorsichtig, es thut mir leid, leben Sie wohl!“ wiederholte sie, und trat wieder vor den Spiegel, um sich den Hut aufzusetzen.

„So dürfen Sie mich nicht verlassen, mein Fräulein, so nicht. Ich sagte: ich hätte Mitleid mit Ihnen, das war die Wahrheit, jetzt beschwöre ich Sie, haben Sie Mitleid mit mir! Ich war hart und unartig. Ich kann nichts dafür. Merken Sie denn nicht, daß mich nur das Interesse für Sie dazu bestimmt, so und nicht

anders mit Ihnen zu reden? Seit dem Moment, wo ich Sie hier vor mir sehe, schwebt mir Ein Wort auf der Zunge und ich kann es nicht aussprechen. Dies Eine Wort — Sie kennen es. Es verbrennt mir die Lippen und Sie bannen es. Sie hatten Recht: ich war ein vermeßener Thor, als ich glaubte, ich sei allgewaltig und nur die äußeren Rücksichten lähmten meine Kraft. Sie hatten Recht: Sie bedürfen des Schutzes der Gesellschaft nicht. Denn hier, in meiner vermeintlichen Machtvollkommenheit, empfinde ich ein Gefühl von Zaghaftigkeit und Ohnmacht Ihnen gegenüber, an das ich nicht geglaubt habe. Nun, mein Fräulein, vergeben Sie mir wenigstens, daß ich Sie zu diesem sehr unüberlegten Schritt verleitet habe. Morgen werde ich mir die Ehre geben, Ihnen meine Aufwartung zu machen, und morgen, in Ihrem Hause, wo Sie mir jederzeit Schweigen gebieten können, werde ich freimüthig Ihnen sagen, was mir heute und an dieser Stelle unehrerbietig erscheinen würde. Ich gebe die Partie auf."

„Ich wußte ja, daß ich mich nicht in Ihnen täuschen würde,“ antwortete Rätchen.

Sie hatte den Mantel wieder angelegt, den Hut aufgesetzt, Schirm und Handschuhe hielt sie in der Hand. Platow wollte sie zur Thür hinausgeleiten. Rätchen blieb stehen.

„Noch Ein Wort, Herr v. Platow. Sie haben die Wette verloren, der Preis, den ich fordere, ist kein geringer.“

„Befehlen Sie, mein Fräulein.“

„Ich halte es aus verschiedenen Gründen für gut, wenn Sie mich morgen nicht besuchen. Sie sprachen von einer Reise nach Dortmund. Wann könnten Sie frühestens abreisen?“

Platow erwiderte erstaunt: „Frühestens? Soviel ich weiß, passirt der Courierzug gegen Mitternacht unsere Stadt.“

„Nun, jetzt ist es kaum halb zehn Uhr. Ihre Bagage ist ja schnell gepackt. Reisen Sie um Mitternacht ab. Stellen Sie sich dem Herrn Geheimrath Wandel morgen früh vor und erklären Sie ihm, daß Sie auf die Stelle aus diesem oder jenem Grund nicht mehr reflectiren.“

„Was?“

„Daß Sie ihm aber auf das Angelegentlichste einen Freund empfehlen könnten, welcher alle erforderlichen Eigenschaften und Kenntnisse besitzt: Herrn Assessor Martini.“

Platow konnte vor Bewunderung kein Wort herausbringen.

„Herr Assessor Martini soll durch Sie die Stelle des Justitiars erhalten, das ist mein Preis! Dünkt er Sie zu hoch?“

„Bewahre! Ich verstehe nur nicht...“

„Sie werden später Alles erfahren. Sind Sie entschlossen?“

„Um Mitternacht reise ich ab.“

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen.“

* Rätchen reichte ihm die Hand, die er ehrerbietig

küßte. Er gab ihr das Geleit bis zur Hausthür, blickte auf die dunkle, menschenleere Straße, raunte ihr zu: „Die Luft ist rein, guten Muth auf den Weg!“ und Rätchen ging.

Sie war ganz ruhig. Sie nahm denselben Weg, auf dem sie gekommen war; als sie beim „Löwen“ vorüber kam, traten eine verschleierte Dame und ein Herr, der einen Mantel trug und das Gesicht unter dem breitkrämpigen Hut zu verbergen augenfällig bemüht war, ziemlich hastig aus dem Hôtel heraus. Sie gingen schnellen Schrittes vor Rätchen den Löwenzwinger entlang. Die Dame schwankte etwas und wurde von ihrem Begleiter mehr gezogen, als geführt. An der Ecke des Löwenzingers und der Ringstraße bestiegen Sie einen Wagen, der dort gehalten hatte. Rätchen sah sie einsteigen. Die Gasflamme an der Ecke beleuchtete sie.

„Wenn's ein Lieutenant wär', würde ich darauf schwören, daß das Herr v. Bergendahl ist,“ sagte sie zu sich und ging weiter.

Traubchen war an Ort und Stelle, Beide kamen kurz vor zehn Uhr im Hause des Justizraths an. Rätchen ging, ohne Brigitten und dem Vormund gute Nacht gesagt zu haben, auf ihr Zimmer und legte sich zur Ruhe.

5.

Am andern Morgen, als Rätchen ihre Toilette vollendet hatte, vermißte sie ihren Ring. Traubchen

wurde in aller Frühe auf die Expedition des „Anzeigers“ geschickt, mit der folgenden Annonce:

„Ein einfacher goldner Trauring, in dessen innerer Fläche die Buchstaben M. v. M. und das Datum 18. März 1848 eingravirt sind, ist gestern verloren gegangen. Der ehrliche Finder wird gebeten, denselben gegen eine sehr anständige Belohnung in der Expedition des „Anzeigers“ sofort abzugeben.“

Das Inserat erschien Mittags in dem „Anzeiger.“

Unter „Locales“ desselben Blattes war in fetter Schrift folgender wohlstilisirte Artikel enthalten:

„Ein graufiger Mordversuch, um so graufiger, als die Motive der schändlichen That völlig unergründlich sind, ist gestern an einem der ehrenhaftesten Bürger unserer Stadt versucht worden. Unsere publicistische Pflicht gebietet uns, Stillschweigen zu beobachten; nicht aber können wir den Schrei der Entrüstung, welcher die ganze Stadt erfüllt und unserer Feder entfließt, zurückhalten. Die Untersuchung ist in vollem Gange und verspricht völliges Gelingen, indem die Mörder deutliche Spuren auf dem Tische vergessen haben. Wir werden in unserer morgenden Nummer weitere Einzelheiten mitzutheilen im Stande sein.“

Papa Stamm kam in ungewöhnlicher Aufregung vom Gericht heim.

„Wißt Ihr denn schon, was passirt ist?“ fragte er.

„Nein,“ antworteten die Mädchen.

„Professor Wigel ist lebensgefährlich verwundet.“

„Jesus, Maria!“ rief Käthchen entsetzt.

„Um Gottes willen!“ bekräftigte Brigitte.

„Lebensgefährlich, es ist kein Spaß. Weiß der Himmel, wie's passiert ist. Kurzum, in der Nacht hat man ihn dreiviertelstodt in einem Zimmer des „Gasthauses zum Löwen“ gefunden. Wie er dort hingekommen ist, was er dort gemacht, wer die That begangen hat, darüber herrscht völliges Dunkel. Er selbst ist in einem Zustande, der es ihm unmöglich macht, Aufschlüsse zu geben. Kurzum, alle Welt ist entsetzt.“

Natürlich war während des Essens von nichts Anderm die Rede, als von der geheimnißvollen That. Man erschöpfte sich in Conjecturen, man vermuthete dies und das, als Traudchen eintrat und Herrn Assessor Martini meldete.

Brigitten blieb vor Schreck der Bissen Braten in der Kehle stecken, Käthchen bemerkte dies und konnte sich des Lachens kaum erwehren, der Justizrath schob die Brille höher und sagte ziemlich ungnädig: „Er kann kommen.“

„Der hat's ja gewaltig preffant,“ brummte er, als Traudchen das Zimmer verlassen hatte. „Hätte doch wahrhaftig bis nach Tisch warten können, um sich einen Korb zu holen.“

Martini trat ein, steifer und gravitätischer denn je, gefolgt von einem Secretair, welcher eine Actenrolle unter dem Arme trug. Er verbeugte sich linkisch und begann mit weisevoller Amtsmiene also zu reden:

„Der Herr Geheime Justizrath wollen mir ver-

zeihen, wenn ich störe, allein mein Amt zwingt mich dazu. Ich komme hier in amtlicher Eigenschaft."

Stamm sah den Assessor verduzt an, welcher, ohne eine Miene zu verziehen, fortfuhr:

"Ich muß Sie um die Erlaubniß bitten, mit Fräulein von Mayen allein zu verhandeln."

"Zum Scherzen sind Sie zu ernsthaft, Assessorchen, zum Ernst ist die Geschichte zu komisch. Mit meinem ungezogenen Mündel, Rätchen v. Mayen, wollen Sie „verhandeln“? Was hat denn Das zu bedeuten? Grober Unfug? Tödtung aus Fahrlässigkeit? Oeffentliches Aergerniß? Haß und Verachtung? Beamtenbeleidigung in Beziehung auf seinen Beruf?"

"Entschuldigen der Herr Geheime Justizrath. Ich komme in der That in einer ernstesten Angelegenheit hierher, um Ihrem Fräulein Mündel den Schreck vor und den Weg nach dem Gerichte zu ersparen. Ich muß meine höfliche Bitte wiederholen, mir ein Zimmer anzuweisen, in welchem ich mit Fräulein v. Mayen allein sprechen kann."

Stamm war seelenvergnügt über diese „ernste“ Sache. „Ich verst he zwar kein Wort. Sie haben sich vielleicht mystificiren lassen, aber wenn Sie in Ihrer Eigenschaft als Instructionsrichter hier erscheinen, so bleibt mir natürlich nichts Anderes übrig, als das Feld zu räumen. Komm, Brigitte. Courage, Käthe, der Kopf geht nicht ab.“ Er stand auf und gab seiner Tochter den Arm. Beide verließen langsam das Zimmer. Brigitte sah sich auf der Schwelle noch um, aber

Martini würdigte seine Braut keines Blickes. Er war eben nur Beamter in dem feierlichen Moment.

„Er hat mich nicht einmal ordentlich angesehen,“ schmollte Brigitte, als sie die Thür schloß.

Käthchen hatte sich während der ganzen feierlichen Scene auf die Lippen gebissen, um nicht laut aufzulachen. Als Martini mit stummer Würde auf den Stuhl wies, konnte sie sich des Lachens nicht mehr erwehren. Martini verzog keine Miene. Der Secretair setzte sich ihm gegenüber, holte sein Schreibmaterial hervor, zog ein paar Manschetten von Wachstuch über die Linnen seines Hemdes — zu Käthchen's nicht geringem Erstaunen —, nahm die Feder zur Hand und war zum Protocolliren bereit.

„Wie heißen Sie?“ fragte Martini.

„Das wissen Sie ja, lieber Herr Assessor.“

„Bitte, antworten Sie auf meine Fragen. Wie heißen Sie?“

„Käthchen v. Mayen.“

„Käthchen in der Taufe?“

„Was?“

„Sind Sie Katharina getauft oder Käthchen?“

„Katharina.“

Der Schreiber notirte den Namen.

„Sie sind ledig?“

„Was?“

„Sie sind nicht verheirathet?“

„O Gott bewahre! Was stellen Sie für curiose Fragen?“

Der Schreiber notirte den Vorfall.

„Wie alt sind Sie?“

„Jetzt fangen Sie an ungalant zu werden. Ich kann übrigens mein Alter noch gestehen: ich bin vorgestern zwanzig Jahre alt geworden.“

Der Schreiber notirte.

„Sie sind noch nicht bestraft?“

„Nun wird's nachgerade zu bunt, Herr Assessor. Ich verstehe Spaß so gut wie Jeder, aber . . .“

„Mein Fräulein, ich muß Sie dringend bitten, die Sache nicht als einen Spaß zu betrachten. Es handelt sich um etwas sehr Ernstes. Durch eine Complication, die ich noch nicht völlig durchschaue, spielt ein Ihnen gehöriges Object eine wichtige Rolle bei einem Verbrechen, welches gestern Abend begangen und dessen Urheber noch unbekannt ist. Die Sache ist so precär, daß ich Sie nicht einmal vereidigen kann, da die juristische Möglichkeit vorliegt, daß Sie selbst Theil daran haben. Erschrecken Sie nicht. Kein Mensch traut Ihnen auch nur etwas Unrechtes zu, geschweige ein Verbrechen. Aber Sie schulden dem Gericht und sich selbst die volle Wahrheit. Und ich fordere Sie der Sache und Ihrer selbst willen auf, die ganze, die volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu antworten. Seien Sie versichert, daß ich mit größter Schonung verfahren werde und nur durch mein Amt gezwungen bin, von Ihnen Aufklärungen zu verlangen, die Sie von allen weiteren Unannehmlichkeiten befreien werden.“

„Ich höre, Herr Assessor, aber ich verstehe nicht.“

„Kennen Sie diesen Ring?“

„Natürlich kenne ich ihn!“ rief Käthchen hoch=erfreut, „Gottlob, daß er wieder da ist.“

„Entschuldigen Sie; ich darf den Ring noch nicht aus den Händen geben. Der Ring gehört also Ihnen. Sie behaupten, ihn verloren zu haben?“

„Das behaupte ich nicht bloß, Sie haben ja den Beweis dafür in Händen.“

„Seit wie lange vermissen Sie den Ring?“

„Seit heute Morgen.“

„Sind Sie gewiß, daß Sie ihn gestern noch be=saßen?“

„Ganz gewiß. Gestern Abend wollte ich noch zum Goldschmied gehen, um ihn ändern zu lassen, weil er mir viel zu groß ist. Mein Vormund sagte aber, der Laden sei schon geschlossen.“

„Zu welcher Zeit geschah das?“

„Zur Zeit des Abendessens, gegen acht Uhr, meine ich.“

„Gestern Abend gegen acht Uhr? Sind Sie denn später noch ausgegangen?“

Käthchen erröthete und antwortete sehr kleinlaut:

„Ja!“

„Wann sind Sie ausgegangen?“

„Zwanzig Minuten vor neun Uhr.“

Der Assessor stuzte.

„Wohin sind Sie gegangen?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen.“

„Das müssen Sie mir sagen, mein Fräulein, die Sache complicirt sich in ganz unerwarteter Weise.“

„Ich kann Ihnen aber keine Antwort geben!“
versetzte Käthchen sehr bestimmt.

„Ich beschwöre Sie, mein Fräulein, lassen Sie keinen Verdacht in mir aufkommen; das wäre mir fürchterlich. Wir sind leider Gottes durch unsern Beruf zum Mißtrauen verdammt. Ich mißtraue Ihnen nicht, aber, ich bitte Sie, gewähren Sie mir die Möglichkeit, daß ich mein Vertrauen erhalten kann. Sie sind gestern Abend also ausgegangen?“

„Ja!“

„Trugen Sie einen langen Regenmantel und einen dichten Schleier?“

„Ja.“

„Waren Sie allein?“

„Nein.“

„Wer hat Sie begleitet?“

„Unser Mädchen, Traudchen.“

„Gottlob!“ rief der gequälte Untersuchungsrichter und seufzte tief auf. „Weshalb haben Sie denn das nicht gleich gesagt? Also Ihr Mädchen hat Sie bis zu dem Orte, den Sie verschweigen wollten, begleitet?“

„Nein. Sie hat auf mich gewartet. Dorthin bin ich allein gegangen.“

Der Instructionsrichter trank ein Glas Wasser, um sich zu beruhigen. Schließlich sagte er: „Dann habe ich Sie auch gesehen . . . am Löwenzwinger!“

„Um Gottes willen, schweigen Sie, Assessor!“

„Also wirklich! Mein Fräulein, mir steht der Verstand still. Sie häufen Belastungsmoment auf Be-

lastungsmoment gegen sich — ich weiß nicht, was ich thun soll, wenn Sie in Ihrem unerklärlichen Schweigen beharren.“

„Herr Assessor!“ sprach Käthchen. „Alles hat seine Grenzen, meine Geduld reißt mir. Ich verbitte mir dies ungalante Gefrage, zu dem Sie nichts berechtigen kann.“

„Mein Fräulein, so hören Sie doch! Es handelt sich einfach um Ihre Ehre. Sprechen Sie aus, wo Sie gewesen sind, weisen Sie Ihr Alibi nach — das ist ja Alles, was ich verlange, in Ihrem Interesse! Also keine falsche Scheu, heraus mit der Sprache! Wo waren Sie gestern Abend von neun bis zehn Uhr?“

„Auf dem Bahnhof!“ versetzte Käthchen trotzig.

„Das ist ja nicht denkbar! Ich bin Ihnen ja an der Ecke der Ringstraße und des Löwenzingers gegen neun Uhr begegnet. Der Bahnhof liegt zwei Schritt von Ihrem Hause, am entgegengesetzten Ende der Stadt.“

„Lügen will ich nicht. Auf dem Bahnhofe war ich allerdings nicht, wo ich war, kann ich aber nicht sagen. Sie sprachen von meiner Ehre. Nun, mein Herr, obwohl ich nichts gethan habe, was ich nicht jedem Menschen erzählen könnte, habe ich doch den Schein wider mich, und wenn ich die Wahrheit sagte, wäre meine Ehre vielleicht verloren. Ich hoffe, daß Sie nach dieser Erklärung nicht mehr in mich dringen werden.“

„Mein Fräulein, ich bin dazu verpflichtet. Denn Ihr Schweigen ladet auf Sie einen förmlichen Ver-

dacht! Ich halte Sie für rein und unschuldig, ich versichere Sie's noch einmal, aber meine persönliche Ansicht hat juridisch keinerlei Werth. Wir müssen es beweisen. So hart es Ihnen ankommen mag: sagen Sie die Wahrheit!"

„Wenn Sie wüßten, was ich gethan habe, Sie würden mich wahrhaftig nicht foltern!“ antwortete Rätchen und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Gestern Abend zwischen neun und zehn Uhr ist ein Mordversuch verübt worden, verübt im „Hôtel zum Löwen“ am Löwenzwinger. Der tödtlich Verwundete ist Professor Dr. Wigel, welcher nach den Aussagen des Portiers und des Kellners mit einer Dame in langem Regenmantel und dichtverschleiert ein Zimmer genommen hat. Die Dame hat sich etwa dreiviertel auf zehn Uhr mit einem Herrn, den man nicht in das Hôtel hat eintreten sehen, entfernt. Der Mordversuch kann keinen andern Urheber haben, als diesen unbekanntem Herrn. Auf dem Tisch des Hôtelzimmers ist dieser Ihnen zugehörige Ring gefunden worden. Sie sind gestern zur Stunde des Verbrechens ausgegangen, unter Umständen, welche das Gericht als verdächtige bezeichnen muß. Sie haben Ihr Mädchen warten lassen und sich zu einer Stunde, welche jungen Damen Ihres Standes und Ihres Alters das Alleingehen verbietet, allein irgendwohin begeben. Sie sind in der unmittelbaren Nähe des Ortes der That gesehen worden. Die Zeit stimmt bis zur Minute mit derjenigen überein, zu welcher nach der Aussage des Portiers Professor Wigel mit einer verschleierten Dame in Regenmantel das

Handwritten text, possibly a stamp or signature, partially obscured by a circular mark.

Hôtel betreten hat. Sie waren verschleiert, sie trugen einen Regenmantel. Nun, mein Fräulein, wenn ich Sie nicht persönlich kannte, würde ich nach dieser Kette von belastenden Momenten mich nicht eine Minute besinnen, Sie als Begleiterin des Professor Wigel zu bezeichnen. Ich würde Sie nicht mehr als Zeugin, sondern als Angeklagte inquiriren. Aber trotz des Zusammentreffens aller dieser mir unerklärlichen gravirenden Thatsachen ist mein Vertrauen noch nicht erschüttert. Stürzen Sie sich nicht ins Verderben, mein Fräulein, lassen Sie alle falsche Scham fahren und bekennen Sie frei und offen, wo Sie gewesen sind!"

Räthchen hatte den Kopf auf die Hand gestützt, sie saß da, wie versteinert.

„Das ist ja fürchterlich!“ rief sie nach einigem Besinnen. Die Thränen rollten ihr über die Wangen. „Wie alles Das gekommen ist, weiß ich nicht. Aber ich schwöre Ihnen zu, Herr Assessor, daß ich von dem Morde heute Mittag erfahren habe. Es ist mir unbegreiflich, wie mein Ring in das Zimmer gekommen ist. Die Dame, die dort war, wird ihn gefunden haben. Ich war nicht dort, das schwöre ich Ihnen zu.“

„Nun fassen Sie ein Herz! Sie haben ja nur Ihr Alibi nachzuweisen, nachzuweisen, daß Sie gestern Abend zwischen neun und zehn Uhr an einem andern Orte gewesen sind. Dann quält man Sie nicht mehr! Aber Sie sehen doch ein, daß der Schein wider Sie ist, daß nur Eines Sie aus der fürchterlichen Lage, in die Sie gerathen sind, befreien kann, die Wahrheit!“

„Ich sehe es ein!“ sagte Rätthchen leise, während ihre Thränen immer reichlicher flossen. „Sie sind ein Ehrenmann, Herr Assessor, Ihnen, aber nur Ihnen will ich mich vertrauen. Schicken Sie den Herrn fort!“ bat sie leise.

„Unmöglich, mein Fräulein. Ihre Aussage kann kein Geheimniß zwischen uns bleiben. Sie müssen es frei und laut erklären und vor der Oeffentlichkeit wahr halten.“

„Lieber sterbe ich!“ schluchzte Rätthchen. „Es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht! Machen Sie mit mir, was Sie wollen, sperren Sie mich ein, lassen Sie mich tödten — ich kann nicht sagen, wo ich gewesen bin.“

Der Assessor maß das Zimmer mit großen Schritten.

„Also Sie sind entschlossen, Ihre Zukunft, Ihre Ehre durch Ihr Schweigen zu vernichten?“

„Ich vernichte sie, wenn ich spreche.“

„Ist das Ihr letztes Wort?“

Rätthchen nickte mit dem Kopfe. Sie konnte nichts mehr sagen, ihre Thränen flossen in heißen Strömen und unaufhaltfam.

Der Assessor dictirte das Protokoll so schonungsvoll, wie es sich mit seiner Gewissenhaftigkeit irgend vertrug, verbeugte sich und verließ mit dem Schreiber das Zimmer. Der Justizrath und Brigitte tranken im Garten Kaffee. Martini näherte sich respectvoll dem alten Herrn.

„Herr Geheimrath, ich bedauere unendlich, Ihr Familienglück stören zu müssen. Ich beschwöre Sie, veranlassen Sie Ihr Mündel, die Wahrheit zu sagen, sonst

bin ich durch mein Amt gezwungen, sie verhaften zu lassen.“

Der Justizrath saß da mit offenem Munde, wie vom Schlage gerührt.

„Oskar!“ rief Brigitte und sah den Assessor flehentlich an. Martini wurde feuerroth.

„Schon gut, schon gut!“ versetzte Stamm, der endlich die Sprache wiedergefunden hatte. „Davon reden wir später. Brigitte, sieh einmal nach, wie's dem Kinde geht.“

Brigitte lief davon. Martini trug dem Justizrath die Angelegenheit in wohlgesetzter Rede vor. Der Alte hörte zu; die Lust zum Scherzen war ihm vergangen. Obschon er nicht einen Augenblick an der Reinheit seines Lieblings zweifelte, so fühlte er doch der wahrhaft erdrückenden Last von gravirenden Thatsachen gegenüber, daß er mit seinem Latein zu Ende sei. Mit dem Troste: „Es wird sich schon Alles noch aufklären“, verabschiedete er den Assessor, der seine zweite Instructionsvisite für den folgenden Tag ankündigte.

Brigittens wie Stamm's Versuche, Rätthchen zum Sprechen zu bewegen, blieben fruchtlos. Ihr Zustand war geradezu erbarmenswerth. Gegen drei Uhr Nachmittags mußte der Arzt geholt werden, der ein heftiges Fieber constatirte und sie zu Bett schickte. Brigitte verließ sie keinen Augenblick.

„Du zweifelst nicht an mir, Brigitte?“ fragte Rätthchen und reichte ihr unter der Decke hervor die Hand.

„Weder ich, noch Papa, noch Oskar. Ach, lieber Engel, es wird ja Alles wieder gut werden. Wenn Du nur sprechen möchtest! Du kannst ja nichts Böses gethan haben!“

„Brigitte, versprichst Du mir, keinem Menschen ein Wort von Dem zu verrathen, was ich Dir jetzt sagen werde?“

„Wenn Du's verlangst, keinem Menschen.“

„Mir ist ein Gedanke gekommen. Ein Mensch kann mir noch helfen. Nimm Feder und Papier und schreibe, was ich Dir dictire.“

Brigitte gehorchte.

Räthchen dictirte: Assessor v. Platow. Adresse: Geheimer Commerzienrath Wandel, Dortmund. Kommen Sie mit nächstem Zuge hierher. Ihre Anwesenheit durchaus erforderlich. Ich erwarte Sie, gleichviel zu welcher Stunde.
K. v. Mayen.“

„Schick' das auf das Telegraphenbureau, aber gleich.“

Brigitte bog sich über die Kranke und fragte leise:

„Warst Du bei ihm?“

„In Folge einer Wette.“

„Und unsertwegen?“

„Ja.“

„Ich wußte es, Du Engel!“

Brigitte küßte ihre Freundin auf die glühende Stirn. Traudchen lief nach dem Telegraphenbureau. Räthchen verfiel in einen tiefen, tiefen Schlaf.

6.

Um sechs Uhr des folgenden Morgens wurde heftig beim Geheimen Justizrath Stamm geschellt. Rätchen war allein schon aufgestanden und vollständig angezogen. Das Herz schlug ihr stürmisch, sie wußte, wer so ungestüm geklingelt hatte. Sie öffnete die Thür ihres Zimmers und vernahm in der That Platow's Stimme unten in der Hausflur. Sie stieg die Treppe hinunter, mühsam, ihre Kniee schlotterten; als sie Platow sah, streckte sie ihm beide Hände entgegen. Platow war über den stummen, herzlichen Empfang in tiefster Seele gerührt.

„Sie haben befohlen, da bin ich, der Ihrige mit Leib und Seele.“

„Wir wollen in den Garten gehen. Reichen Sie mir den Arm, ich bin recht schwach, ich habe gestern viel ausstehen müssen.“

Die jungen Leute traten in den Garten. Es war ein herrlich frischer Sommermorgen.

Rätchen sagte: „Herr v. Platow, haben Sie mit mir gescherzt oder haben Sie mich wirklich lieb?“

„Ich liebe Sie aufrichtig, mein Fräulein. Mir ist's, als hätte ich Sie eine Ewigkeit nicht gesehen und könnte nimmer von Ihnen lassen.“

„Ich liebe Sie auch, von Herzen, Herr v. Platow. Ich darf es Ihnen sagen, weil es wahr ist und weil es notwendig ist.“

Rätchen sprach diese Worte ohne Affectation, einfach, mit schwacher Stimme; aber sie bebte, als sie gesprochen hatte.

„Käthchen,“ rief Platow selig, „Sie haben mich lieb, von Herzen lieb? Wahr und wahrhaftig lieb?“

„Ja.“

„Und Sie wollen mich nehmen, wie ich bin? Ach, ich sage gewiß dummes Zeug, aber das schadet nichts! — Jetzt darf ich Ihnen die Stirn küssen — darf ich?“ Platow hatte sie umschlungen und küßte ihr, ohne die Antwort abzuwarten, nicht bloß die Stirn, sondern auch, wie es schon im Volkslied heißt: „Wangen, Mund und Hände.“ Und Käthchen strafte den Vermessenen nicht mit zürnendem Blick und spielte nicht die Spröde. Käthchen erzählte in einem sehr confusen Bericht, was vorgefallen war. Platow hörte lächelnd zu und sagte nach jedem Satze: „Ach, das ist ja ganz egal; die Hauptsache ist, daß wir uns lieb haben.“

Das sagte er auch zum Schluß.

„Nein, das ist nicht egal!“ entgegnete Käthchen, die übrigens die Sache jetzt, da Platow neben ihr saß, auch nicht mehr so tragisch auffaßte. „Was soll ich anfangen?“

„Aber, lieber Engel, ich bitte Dich, wie kannst Du fragen: Du hast Deinen Bräutigam besucht, um ihn zu veranlassen, sofort abzureisen, weil Du dem Bräutigam Deiner Freundin eine Stelle verschaffen wolltest. Das ist doch höchst simpel. Was die Leute schwagen, ist ja ganz egal, die Hauptsache ist, daß wir uns lieb haben; und wer sich erdreistet, etwas Ungehöriges zu sagen, nun, dem werde ich zeigen, wie man meine Braut zu behandeln hat.“

„Ich hätte nie geglaubt, daß die Sache so einfach liegt.“

„Die Hauptsache ist . . .“

„Daß wir uns lieb haben. Sag 'mal, sind denn alle Verliebten so dumm wie wir?“

„Ach, es giebt noch viel dümmere! Frage nur Deinen Instruktionsrichter, den Herrn Justitiar Martini.“

„Wenn er heute kommt, lache ich ihn aus.“

„Wann hat er Dir seinen zweiten Besuch angesagt?“

„Um zehn Uhr Vormittags.“

„Nun, lieber, reizender Engel, dann mache ich mich aus dem Staube. Ich bin die halbe Nacht durch gefahren, ich komme von der Bahn, meine officiële Bewerbung kann ich füglich nicht in diesem Aufzuge anbringen . . .“

„Mach', daß Du fortkommst. Aber komm bald wieder!“

„Gegen zehn Uhr bin ich an Ort und Stelle! Adieu, Du liebes Kind.“

„Leb' wohl . . .“ Wenn ich geahnt hätte, daß Alles so einfach ist, hätte ich mich nicht so gequält!“

„Beherzige den Ausspruch des weisen Sachsen über das Wesen der Dinge, er bleibt ewig wahr: „Je desto complicirter daß sie sind, je desto einfacher daß sie sein!“

„Adieu, Du Strick!“

Platon sprang seelenvergnügt davon; Rätthchen vergaß, daß sie von Rechtswegen krank war, und lief die Treppe hinauf, als ob sie wieder Backfisch geworden

wäre. Im Hause schlief noch Alles, außer Traudchen. Käthchen warf sich, angezogen wie sie war, auf's Bett und lächelte so lange über den Ausspruch des weisen Sachsen, bis sich ein erquickender Halbschlummer auf ihre Lider senkte.

Brigitte traute ihren Augen kaum, als sie eine Stunde darauf — etwa gegen acht Uhr — behutsam in's Zimmer trat. Käthchen war in einem Satze auf sie zugesprungen und tanzte mit ihr im Zimmer herum.

„Bist Du närrisch geworden, Käthe?“

„Vor Freude. Dich macht die Liebe vernünftig, mich macht sie verrückt. Platom ist hier. Wir haben uns in aller Frühe verlobt. Nun ist Alles gut. Wir haben uns lieb, das ist die Hauptsache. Und der weise Sachse sagt vom Wesen der Dinge: Je desto complicirter daß sie sind, je desto einfacher daß sie sein.“

„Aber, Käthe, was ist Dir denn?“

„Mir ist, als ob ich von einer schweren Krankheit genesen sei, als ob mir die Schuppen von den Augen gefallen und Flügel gewachsen seien. Ich bin selig, Brigitte. Der Mann, den ich liebe, liebt mich.“

„Und der Proceß?“

„Ach, das ist ja ganz egal; wir haben uns lieb; das ist die Hauptsache!“

Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Schnelligkeit die Liebenden ihre Logik gegenseitig acceptiren.

Mit strahlendem Gesicht kam Martini Schlag zehn Uhr im Stamm'schen Hause an und fand Vater, Tochter und Mündel im Garten.



„Mein Fräulein,“ rief er Rätchen entgegen. „Wir können auf Ihr Verhör verzichten. Herr Lieutenant von Bergendahl hat sich heute Morgen selbst denuncirt. Er hat auf Herrn Professor Wigel geschossen, weil er durch ihn die Ehre seiner Familie — und wohl mit Recht — gekränkt glaubte. Die Begleiterin des Herrn Professor Wigel war Fräulein Julie v. Bergendahl, welche den verhängnißvollen Ring vor der Thür zum „Löwen“ aufgehoben und denselben auf dem Tisch vergessen hat. Ihre Aussagen, mein Fräulein, haben jetzt, da die Sache geklärt ist, keinerlei Wichtigkeit mehr und wir können, wie gesagt, darauf verzichten.“

„Das brauchen wir nicht,“ rief Platom, der hinzugekommen war. „Fräulein Rätchen v. Mayen, meine verlobte Braut, war bei mir, am 22. Juni, Abends zwischen neun und zehn Uhr. . .“

„Wa — a — s?“ riefen Stamm und Martini gleichzeitig.

„Ja, bei mir, um mich zu bestimmen, sofort mein Bündel zu schnüren, nach Dortmund zu fahren und die Stelle eines Justitars, welche mir von einem Freunde meines Vaters, dem Geheimen Commerzienrath Wandel, angeboten war, für einen gewissen Martini zu erwirken, welcher dieser Stelle zu seiner Vermählung mit der Jungfrau Brigitte Stamm dringend bedürftig war. Und also ist's geschehen. Hier, Herr Justitiar, ist der Contract. Es fehlt nichts als Ihre Unterschrift!“

* . *
* . *

ur noch wenige Worte zum Schluß.

Lieutenant v. Bergendahl wurde des Mordversuchs freigesprochen, aber wegen schwerer Körperverletzung zu sechsmonatlicher Haft, auf einer Festung zu bestehen, verurtheilt. Julie hat sich von der Welt ganz zurückgezogen. Man behauptet, sie sei in den Orden der barfüßigen Carmeliterinnen getreten. Professor Wigel ist genesen und schreibt jetzt im Auslande Artikel über das Wahre, Gute und Schöne. Martini lebt mit seiner Frau in Dortmund; nächstens fährt der alte Stamm hinüber, um sich seinen Enkel zu besehen, der morgen vierzehn Tage alt wird und nach der Versicherung seines Vaters ein ungewöhnliches Sprachtalent besitzt. Er wäre schon abgereist, wenn er nicht die Pathenstelle bei dem jugendlichen Herrn v. Platow übernommen hätte, welcher am kommenden Sonntag in die christliche Gemeinschaft aufgenommen werden soll.

Und alles das geschah — um in herkömmlicher Weise den Titel zuguterletzt noch einmal anzubringen — in Folge einer Wette.

Der Tod der Frau Baronin.



Die Lichter waren bald niedergebrannt. Die Hitze in dem kleinen Cabinet war fast unerträglich. Scherben von Champagnergläsern lagen auf dem Tische. Es mochte gegen drei Uhr Nachts sein. Die Köpfe der Becher und Becherinnen waren sehr erhitzt; die kleine Rosa, oder Mademoiselle Rose, wie sie auf dem Zettel hieß, war eingeschlafen mit dem Glase in der Hand, die Uebrigen lärmtcn und tobten durcheinander.

„Ich versichere Dich, ich habe sie im Laufe des Abends in der Nähe des Curhauses gesehen,“ rief der junge Herr von Dambach, und indem er sich an seine Nachbarin wandte, setzte er hinzu: „Mariechen, erinnerst Du Dich nicht des lang aufgeschossenen Frauenzimmers, das uns über den Weg lief, als wir aus dem Spielsaal kamen?“

Mariechen gähnte.

„Und ich versichere Dich,“ antwortete Curt v. Klattau, „daß Du Dich irrst.“

„Mit Deiner Versicherung ist nichts gethan, lieber Freund, da steht Behauptung gegen Behauptung.“

Curt war offenbar sehr erregt. Er stürzte noch ein Glas Sect hinunter und sagte: „Kurz und gut, ich will von der Sache nichts mehr hören, und Du erweistest mir einen Gefallen, wenn Du darüber schweigst. Wäre ich nicht hier Dein Gast, so würde ich es mir geradezu verbitten.“

„Und wärst Du nicht mein Gast,“ erwiderte Dambach, „so würde ich Dir erklären, daß ich nicht gewohnt bin, in dem Tone mit mir sprechen zu lassen. Was zum Teufel fährt Dir denn durch den Sinn? Und glaubst Du, daß Du mit mir sprechen kannst, wie mit Deiner Frau? Was ich gesehen habe, habe ich gesehen, und was ich sagen will, darüber entscheide ich. Ich sage also und wiederhole: ich habe Esther Schild, oder, da sie jetzt geabelt ist, die Baronin v. Schildlein, heute Nachmittag mit eigenen Augen hier in Eisenbronn gesehen. Ob sie hierher gekommen ist, um mit Dir eine zarte Verbindung wieder anzuknüpfen, weiß ich nicht; daß sie aber hier ist, weiß ich, und der dicke Schleier, den sie über ihr Gesicht gezogen hatte, hat mir gegenüber wenigstens seinen Zweck vollständig verfehlt.“

Curt bebte vor Zorn, welcher durch den Sect noch wesentlich erhöht sein mochte. „Unsere frühere Kameradschaft,“ rief er, während er die Serviette in der Faust zusammenballte, „bewahrt Dich vor der Zurechnung, die Dir eigentlich gebührte.“

„Oh! oh!“ rief Dambach dazwischen und sprang vom Stuhle auf.

Curt wiederholte energisch: „Nur das allein! Daß

Du Dir herausnimmst, hier, in dieser Gesellschaft, von meiner Frau zu sprechen, daß Du Dinge behauptest, die unrichtig sind, sein müssen, daß Du über „zarte Verhältnisse“ stichelst — das, mein werther Herr, ist so unbegreiflich tactlos, daß mir der Ausdruck dafür in der anständigen Sprache, die ich bei Dir leider Gottes vermisse, fehlt.“

Der Lieutenant Dambach änderte seine Physiognomie plötzlich in auffallender Weise. Er setzte seinen Kneifer auf, bemühte sich zu lächeln und sagte, während er den Cigarrenrauch vor sich hinblies: „Du scheinst nicht ganz wohl zu sein. Wenn Dir „diese Gesellschaft“, über die Du so verächtlich sprichst, nicht behagt, weshalb bist Du denn überhaupt hier? Jedenfalls hast Du das Mittel in der Hand, Dich aus „dieser Gesellschaft“ zu entfernen, und ich würde Dir dringend rathen, von dem Mittel Gebrauch zu machen.“

„Aber, meine Herren,“ mischte sich jetzt ein Dritter, der junge Assessor Reinhard, in's Gespräch, „um Gotteswillen keine Scene: Wir haben uns gut amüßirt, wir wollen uns doch den angerissenen Abend nicht verderben. Wo ist Sect?“ Und während er die Gläser des Lieutenants und des Freiherrn v. Klattau füllte, lallte er: „Vertragen Sie sich. Stoßen Sie an. Hat ja gar keinen Sinn.“

„Ich ersuche Sie, mein Herr Assessor, mich die Angelegenheit mit Herrn Lieutenant v. Dambach allein zum Abschluß bringen zu lassen,“ versetzte Curt sehr bestimmt. „Und Dich, Freund Dambach, fordere ich hier—“

durch ernstlich auf, die beleidigenden Worte, welche Du soeben ausgesprochen hast, ungesäumt vor denselben Ohren, die sie gehört haben, zu revociren."

"Fällt mir ja gar nicht ein," erwiderte Dambach gelehrt.

"Im Weigerungsfalle . . ."

"Kannst Du thun, was Dir gut scheint, Du weißt ja, wo Du mich zu finden hast."

Curt nahm Hut und Stock, und während er seinen Rock zuknöpfte und sich die Handschuhe anzog, sagte er: „Wenn Du Deinen Kausch ausgeschlafen hast, wirst Du wohl zu Verstande kommen, aber jedenfalls dauert es mir zu lange, hier darauf zu warten.“

Dambach lächelte noch blasirter als gewöhnlich und sagte wiederum, während er das Gähnen zu unterdrücken suchte, sehr langsam: „Du bist entlassen, das Weitere findet sich.“

Curt ging. Fräulein Marie Dorn, auf deren Zeugniß sich Dambach berufen hatte, sagte, als Curt das Zimmer verlassen hatte: „Also werden wir morgen wieder frühstücken. Heute Souper, morgen Frühstück, das ist für meine Constitution etwas zu viel.“

„Was meinen Sie damit, reizendes Mariechen?“ fragte der Lieutenant.

„Ich meine damit, daß wir morgen ein solennes Frühstück haben werden, welches nach einem beigelegten Duell niemals fehlt. Sie werden sich mit dem Herrn von Klattau doch nicht schlagen wollen, einer solchen Lappalie wegen?“

„Sprechen wir von etwas Vernünftigerem,“ bat Dambach.

„Im Gegentheil, sprechen wir gerade von der Sache, die ich durchaus nicht verstanden habe. Weshalb haben Sie sich denn eigentlich mit Klattau gezankt?“

„Wenn ich mir die Sache genau überlege, weiß ich es eigentlich auch nicht,“ versetzte der Lieutenant. „Ich muß mich wirklich auf den Ausgangspunct besinnen... Ach, ja, es handelte sich um die Schildlein.“

„Schildlein? Der Name kommt mir bekannt vor.“

„Eine frühere Collegin von Ihnen, Mariechen, Sie war muntere Liebhaberin an einem Theater vierten Ranges in Berlin, recht hübsch und außerordentlich interessant. Klattau, damals blutjunger Lieutenant, machte ihr beharrlich und, wie man sagt, nicht erfolglos den Hof. Ich war zu jener Zeit noch auf dem Cadettenhause. Eines Tages verschwand die Schild vom Theaterzettel und von der Bühne. Klattau trauerte ihr nach wie ein Hund seinem verstorbenen Herrn. Man erzählte sich, sie habe Carriere gemacht. Sie war an einem kleinen Hoftheater engagirt, wo sie selten spielte, aber wegen ihrer Verdienste um die Kunst geachtet sein muß, wenigstens führt sie jetzt den Titel Baronin v. Schildlein. Und ich glaube, sie ist dazu berechtigt. Dieser Dame bin ich heute begegnet. Ich erzähle es ganz harmlos, und darüber ereifert sich Klattau. So ist es gekommen.“

„Woher kennen Sie den Herrn v. Klattau?“

„Wir standen bei demselben Regimente. Er war mein Vorgesetzter und scheint der Ansicht zu sein, daß er es noch immer ist. Inzwischen haben sich die Zeiten doch etwas geändert. Klattau hat den Dienst quittirt und eine hübsche, steinreiche junge Frau geheirathet. Sein Schwiegervater, Bäcker oder Brauer — ich weiß wahrhaftig nicht, welches plebejische Gewerbe er betreibt — hat seine Schulden bezahlt. Klattau maltreatirt natürlich seine Frau und lebt in dulci jubilo. Gestern ist er hier angekommen. Seine Frau sitzt im Hotel und trinkt Brunnen, und er kneipt mit uns. Das ist die ganze Geschichte.“

Fräulein Marie Dorn sah nach der Uhr. „Wißt Ihr, daß es gegen vier Uhr Morgens ist? Und ich muß um neun Uhr auf die Probe. Ich werde eine nette Hermione verzapfen. Rose! He! Komm, leg Dich zu Bett.“

Mademoiselle Rose schlug die Augen auf, stellte das Glas vor sich hin und sagte mit resignirtem Tone: „Ich glaube, ich habe entschieden zu viel getrunken.“ Die kleine Gesellschaft rüstete sich zum Abmarsch, die Zechen wurde bezahlt und man begab sich mit dem Bewußtsein, einen vergnügten Abend zugebracht zu haben, zur Ruhe.

* * *

Inzwischen war Curt vor seinem Hotel angekommen. Der letzte Austritt mit Dambach hatte ihn schon etwas ernüchtert und der Spaziergang bis zu seinem Hotel hatte das Uebrige gethan. Er war langsam in der mondhellten Sommernacht seines Wegs gegangen. „Es

scheint ja Stadtgespräch zu sein, daß ich meine Frau schlecht behandle," murmelte er vor sich hin. „Den Schwägern wollen wir schon den Mund stopfen. Aber sie haben eigentlich nicht Unrecht. Es ist baarer Unsinn, was ich jetzt thue und treibe. Ich habe eine hübsche, junge, gute, liebe Frau, und ich lasse sie zu Hause sich langweilen und suche Zerstreuung in dieser fadeften aller Gesellschaften, inmitten leichter Schwäger und hohler Komödiantinnen, die für nichts, was nicht Applaus oder Garderobe heißt, das allergewöhnlichste Verständniß besitzen. Es ist Unsinn. Ich will dem sinnlosen Leben auch ein Ende machen, bei Gott! Das thörichte Duell langweilt mich eigentlich. Weshalb mußte er auch gerade von Esther sprechen? Es wäre mir ungemein unangenehm, wenn er sich nicht versehen hätte. Aber ich kann mir nicht denken, daß sie uns nachgereist sein soll. Ich werde diese Frau künftig meiden.“ Er zog die Hotelglocke. Der schlaftrunkene Portier öffnete ihm und reichte ihm das Licht.

„Welche Nummer?“ fragte er.

„Drei und vier, der Schlüssel muß oben sein.“

Der Portier überzeugte sich durch einen Blick auf das Schlüsselbrett von der Richtigkeit dieser Voraussetzung und wiederholte schlaftrunken: „Der Schlüssel ist oben.“

Curt ging langsam die Treppe hinauf und klopfte vorsichtig an die Thür, die er verschlossen fand. Es erfolgte keine Antwort. Er klopfte stärker und stärker. Keine Antwort. Er pochte. Noch immer keine Antwort.

„Meine Frau muß einen gesunden Schlaf haben,“ murmelte er, „ich klopfe die ganze Nachbarschaft wach. Ich werde mir den Hauptschlüssel holen.“ Er ging wieder zum Portier, rüttelte ihn aus dem Schlafe auf und veranlaßte ihn, ihm mit dem Hauptschlüssel die Thür zu öffnen. Nach einigem Parlamentiren that dieser, was Curt verlangt hatte. Die Thür wurde aufgeschlossen und Curt trat ein. Curt setzte das Licht behutsam auf den Tisch des Salons und trat vorsichtig in das Schlafzimmer. Kaum hatte er die Schwelle überschritten, so stieß er einen furchtbaren Schrei des Entsetzens aus und blieb wie gebannt stehen. Der Anblick welcher sich ihm darbot, war in der That erschrecklich. Seine Frau lag entseelt am Boden vor dem nicht berührten Bette. Das Auge offen und gebrochen, die rechte Hand krampfhaft auf der Brust geballt, die linke mit ausgespreizten Fingern von sich gestreckt. Im Zimmer flackerte ein Licht, welches fast ganz aufgebrannt war; das Papier, welches um das Licht gewickelt war, um es in den Leuchter einzupassen, hatte sich entzündet, und die unruhig bläulich qualmende Flamme beleuchtete den Leichnam in unheimlich phantastischer Weise. Curt war während der ersten Augenblicke der Besinnung völlig beraubt. Er sah das Schreckliche, fühlte seine ganze Wirkung, aber er konnte es nicht fassen. Seine Frau, die er vor ein paar Stunden mit dem üblichen, gleichgültigen Kusse rosig und frisch verlassen hatte — da lag sie todt. Das war nur zu wahr und das allein begriff er. Aber wie konnte das Unglaubliche geschehen

sein? Umnebelte noch der Champagner seine Sinne und führte ihm das schreckliche Bild vor die Augen? Er betastete sich und rieb sich die Augen. Er ging zögernd und unsicher einige Schritte vor und flüsterte liebevoll, wie er nur selten zu seiner Frau sprach: „Helene, Helene, hörst Du mich nicht?“ Alles blieb stumm und still. Er trat noch einige Schritte näher und kniete an der Seite seiner Frau nieder. Er nahm ihre starre Hand in die seine; der eisige Schauer durchfröstelte ihn. Er ließ die Hand wieder fallen; sie fiel schwer, mechanisch, leblos auf die Brust zurück. Mit weit geöffneten Augen starrte Curt das milde, leblose Antlitz seiner Frau an. Der gräßliche Ausdruck ihres erloschenen Blicks fesselte ihn wie mit magischer Gewalt. Angstvoll wollte er sich abwenden, und immer wieder mußte er in das gläserne, starre Auge sehen. Er zitterte, aber er wagte es nicht, sich von der Stelle zu rühren, er wagte es kaum, zu athmen. Die unheimliche Ruhe schreckte ihn, das Knistern des von siedendem Fett durchtränkten Papiers machte ihn schauern. Plötzlich war es ihm, als höre er ihr Herz klopfen. Er legte sein Ohr auf ihre Brust, aber er vernahm nur das gleichmäßige Tiktak ihrer Uhr, welche sie noch im Gürtel trug. Sonst war Alles still. Das Leben war entflohen. Wohl eine Viertelstunde mochte vergehen, bevor Curt sich aus seiner völligen Stumpfheit gewaltsam herausreißen und zu einem Entschluß ermannen konnte. Er bedeckte mit den Händen seine Augen und strich sich die Stirn, als wolle er einen schrecklichen Gedanken wegwischen; dann hob er die Leiche

auf und legte sie auf das Bett. Er ließ die Vorhänge des Bettes herunter, verließ das Schlafgemach, verschloß die Thür zu demselben, nahm den Hut und ging.

Die Thür zum Wohnzimmer konnte er nicht verschließen, da der Schlüssel nicht im Schlosse saß und er sich nicht die Zeit nahm, danach zu suchen. Er weckte den Portier zum dritten Male und fragte ihn nach der Adresse des nächstwohnenden Arztes. Als ihm diese mitgetheilt war, begab er sich dorthin. Es war schon heller Morgen, als er vor der Thür des Arztes Dr. Menzel ankam. Nachdem er endlich Einlaß gefunden und dem über die nächtliche Ruhestörung zunächst sehr verdrießlichen Mediciner den Thatbestand mitgetheilt hatte, erklärte sich dieser bereit, ihm in das Hotel zu folgen.

„Wir müssen den Kreisphysicus holen,“ bemerkte der Arzt nebenbei. „Haben Sie die Justiz schon informirt?“

Curt verneinte.

„Dann kann ich Ihnen nur rathen, dies schleunigst zu thun, damit Sie nicht in Ungelegenheiten kommen.“ Curt erklärte, daß er nicht im Stande sei, jetzt irgendwelche Schritte zu thun. Er fragte den Arzt, ob er ihm nicht in dieser peinlichen Stunde auch insofern Beistand leisten könne, daß er für ihn, der seinen Aufenthalt in Eisenbrunn noch nach Stunden zähle, die Einleitung zur Erledigung der gesetzlichen Formalitäten übernehme. Der Arzt, der sich die unglückliche Situation des Freiherrn vergegenwärtigte, versprach dem Wunsche zu willfahren.

„Ich will mir erst die Leiche ansehen, sehen, ob noch Wiederbelebungsversuche möglich sind, was ich nach Ihren Andeutungen allerdings bezweifeln muß, und dann werde ich das Weitere veranlassen.“

Gegen halb sechs Uhr Morgens betraten der Arzt und Curt das Zimmer. Im Salon brannte noch das Licht, dessen sich Curt bedient hatte. Er schloß die Thür zum Schlafgemach auf und deutete schweigsam auf die geschlossenen Vorhänge des Bettes. Er war nicht im Stande ein Wort hervorzubringen. Er ließ sich auf den Stuhl nieder, und jetzt zum ersten Male befeuchteten einige Thränen seine Wangen. Der Arzt schlug die Vorhänge zurück, betrachtete die Leiche mit Aufmerksamkeit und schüttelte mit dem Kopfe.

„Es ist nichts mehr zu machen, Herr Baron, die Leichenstarre ist bereits eingetreten. Die Frau Baronin hat sich unzweifelhaft vergiftet. Sorgen Sie dafür, daß Alles im Zimmer so bleibt wie es ist, daß namentlich die Theekanne dort nicht aus dem Zimmer entfernt wird. Am besten ist es, wir verschließen sie gleich und Sie geben mir den Schlüssel.“

Curt antwortete kein Wort. Der Arzt nahm das Theeservice, welches im Schlafzimmer auf dem Tischchen stand, stellte es in den Wandschrank, verschloß denselben und sagte beim Fortgehen: „In einer Stunde gedenke ich wieder hier zu sein. Der Kreisphysicus ist über Land, ich hoffe indeß, daß er, wie er mir vorgestern sagte, heute in aller Frühe hier eintrifft.“

* * *

Curt blieb wieder allein. Er war so abgespannt, daß ihn der Schlaf übermannte, und erst gegen acht Uhr wurde er durch Geräusch im Nebenzimmer aus dem bleiernem, schweren, aber nicht erquickenden Schlummer aufgeweckt. Er stand auf und fand im Nebenzimmer den Arzt sowie vier andere Herren, die ihm als der Kreisphysicus, der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter vorgestellt wurden; der vierte war jedenfalls der Protocollführer. Während von den beiden Ärzten in Gegenwart des Staatsanwalts die Obduction der Leiche vorgenommen wurde, blieb Curt mit dem Untersuchungsrichter und dem Protocollführer allein im Zimmer. Der Untersuchungsrichter, Assessor Hocker, forderte den Baron in höflicher Weise auf, ihm alle Einzelheiten mitzutheilen, welche vielleicht geeignet erscheinen möchten, über die Veranlassung zum Selbstmord der Frau Baronin von Klattau einiges Licht zu verbreiten. Curt erzählte auf die verschiedenen Fragen des Untersuchungsrichters, daß er vorgestern, am 3. August, mit seiner Frau hier eingetroffen sei. Er habe dieselbe gestern Abend sieben Uhr verlassen. Er habe sie aufgefordert, mit ihm einen Spaziergang durch den Curgarten zu machen, diese Einladung habe sie jedoch abgelehnt, weil sie sich von der Reise noch etwas ermattet gefühlt habe. Er habe durchaus nichts Auffälliges an ihr bemerkt, sie sei ruhig wie immer gewesen und in ihrem ganzen Benehmen habe nichts auf eine außergewöhnliche Gemüthsstimmung schließen lassen. Darauf sei er in das Curgartenhaus gegangen, habe sich einige Zeit im Spielsaal auf-

gehalten und auf der Terrasse vor dem Curhause einen alten Bekannten und frühern Kameraden, den Lieutenant von Dambach, wiedergefunden. Von diesem sei er eingeladen worden, ein kleines Souper mitzumachen; und das habe ziemlich lange gedauert. Als er etwa um die vierte Morgenstunde in's Hotel zurückgekehrt sei, habe er die Thür verschlossen gefunden. Er habe sich durch den Hauptschlüssel die Thür vom Portier öffnen lassen, und als er in das Schlafzimmer eingetreten sei, habe er seine Frau todt am Boden gefunden. Sobald er die Situation sich klar zu machen vermocht, habe er sich zum Arzt, Dr. Menzel, begeben, und dieser habe das Weitere veranlaßt. Weiteres könne er nicht sagen, denn Weiteres wisse er nicht.

„Aus alledem,“ sagte der Untersuchungsrichter, „scheint mir noch nicht mit Nothwendigkeit hervorzugehen, daß hier ein Selbstmord vorliegt. Nichts von dem, was Sie sagen, ist geeignet, die Möglichkeit eines vorliegenden Verbrechens geradezu auszuschließen. Hatte Ihre Frau Gemahlin einen Feind oder eine Feindin, denen möglicherweise ein Act der Rache zuzuschreiben wäre? Ein Mord aus gewinnsüchtiger Absicht scheint doch nicht vorzuliegen? Sie haben mir wenigstens nicht gesagt, daß Sie irgend etwas vermißt hätten.“

Curt versetzte: „Ich wüßte nicht, daß meine Frau jemals einen Feind oder eine Feindin gehabt hätte. Von Raub ist ebenfalls keine Rede. Ich traf meine Frau in demselben Anzuge und mit demselben Schmuck, wie ich sie verlassen hatte, und das Portemonnaie lag auf dem

Nachtische. Ich befürchte leider, daß meine Frau sich selbst den Tod gegeben hat."

„Worauf begründen Sie diese Vermuthung? Besaß Ihre Frau ein leidenschaftliches, excentrisches Temperament?"

„Im Gegentheil," versetzte Curt, „sie war ruhig und milde. Ich gestehe Ihnen offen, daß ich meiner Frau niemals auch nur etwas Absonderliches, geschweige denn den Entschluß zum Selbstmord hätte zutrauen können. Sie war in ihrem ganzen Benehmen stets ruhig und überlegt, so daß ich in ihrem Charakter allerdings nicht den leisesten Anhalt für meine Vermuthung finde."

Der Untersuchungsrichter versetzte nach einigem Zaudern: „Sie müssen mir gestatten, Herr Baron, eine Frage zu stellen, die ich ungern an Sie richte, deren Beantwortung aber möglicherweise von Belang sein kann. Lebten Sie mit Ihrer Frau Gemahlin nicht glücklich in der Ehe?"

Curt strich seinen Schnurrbart und blickte unausgesetzt auf eine Blume, welche in den Teppich gewebt war. „Ich will Ihnen nichts verhehlen, Herr Assessor," sagte er nach einigem Zögern. „Unsere Ehe war allerdings keine vollkommen glückliche. Ich habe freilich nie den Respect aus den Augen gesetzt, den ich meiner Frau schuldete, aber unsere Charaktere waren eben gar zu verschieden. Sie verstand es nicht, mich zu fesseln. Alle ihre Anschauungen wurzelten in dem eng begrenzten bürgerlichen Kreise, dem ich sie entzogen hatte. Es war

eine durchaus brave, gute, liebe Frau, die an der Seite jedes andern Mannes gewiß so glücklich gewesen wäre, wie sie es verdient hatte. Aber ich besaß eben nicht das Talent, mich von ihr fesseln zu lassen. Ich war ein junger und sehr flotter Offizier, als ich sie heirathete. Ihr Vermögen war im Stande, uns jeden möglichen Comfort zu bieten. Ihr einfaches und gewinnendes Wesen, ihre Jugend, ihre Schönheit, das Alles war wohl geeignet, mich während des ersten Jahres unserer Ehe in dem Wahne zu bestärken, daß unsere Convenienzheirath eine Liebesheirath sei. Als aber die Flitterwochen vorüber waren, bemerkte ich täglich hundert Kleinigkeiten an ihr, die sich mit meinen Anschauungen nicht vertrugen — ich will gern zugeben, daß ich der schuldige Theil war — namentlich war mir der Umgang, den sie mit ihrer Familie pflog, sehr unangenehm; und es war mir fatal, meinen Schwiegervater, dessen Manieren mir entschieden mißfielen und der mich zu überwachen suchte, als wäre ich ein Schulknabe, allwöchentlich zwei-, dreimal in meinem Hause und an meinem Tische zu sehen. Das gab die Veranlassung zu den ersten unangenehmen Auseinandersetzungen; und da ich meiner Frau, welche alle die kleinen und großen Unmanierlichkeiten, die mich verletzten, gar nicht bemerkte, nicht zumuthen mochte, den Umgang mit ihrer Familie zu meiden, so ergab sich daraus von selbst, daß ich ihn mied. Ich aß lieber in irgend einer Restauration mit einem guten Freunde, als in Gesellschaft meines Schwiegervaters an meinem eigenen Tische. Ich brauchte dann

wenigstens nicht zu sehen, daß er mit dem Messer Compot aß und das Brod schnitt. Ich kam also wieder in die lustige Gesellschaft, aus welcher ich mich während der ersten Jahre meiner Ehe zurückgezogen hatte, und, um die Sache mit einem Worte zu erledigen: ich mache mir den Vorwurf, meine Frau vernachlässigt zu haben. Sie war darüber, wie mir schien, bisweilen wohl traurig; aber daß sie die Sache so tragisch aufgefaßt hätte, wie es jetzt leider Gottes erwiesen ist, davon hatte ich keine Ahnung, und ich werde die tiefste Reue darüber, durch meine leichten Auffassungen vom Leben und von der Welt den Tod einer mich liebenden und von mir geachteten Frau herbeigeführt zu haben, mit in das Grab nehmen.“

„Sie sind also der Ansicht, Herr Baron,“ versetzte der Untersuchungsrichter, „daß Ihre Frau sich sehr unglücklich gefühlt und aus Lebensüberdruß ihrem Leben ein Ende gemacht hat?“

Curt machte mit dem Kopfe eine zustimmende Bewegung. „Ich bin zu dieser Annahme leider gezwungen.“

Der Untersuchungsrichter schwieg einige Secunden, darauf versetzte er: „Ihre ich nicht, so erwähnten Sie vorhin des Umstandes, daß Sie das Zimmer verschlossen gefunden hätten und es sich vom Portier haben öffnen lassen. War denn der Schlüssel nicht im Schlüsselloch?“

„Nein.“

„Haben Sie sich nach dem Schlüssel umgesehen?“

„Nein. Ich habe bis jetzt noch nicht Zeit und Stimmung gehabt, mich darum zu kümmern.“

„Der Schlüssel muß also jedenfalls hier im Zimmer sein.“

„Ich vermuthe es.“

„Unter den ungewöhnlichen Verhältnissen, welche hier vorliegen,“ fuhr der Untersuchungsrichter fort, „wird es gut sein, vor allen Dingen jedes, auch das leiseste Verdachtsmoment, welches auf ein Verbrechen hinweisen könnte, zu beseitigen; denn Ihre Aussagen können noch immer nicht mit zwingender Nothwendigkeit auf den Selbstmord hinweisen, der sich nach Ihren Mittheilungen aus dem ruhigen Temperamente Ihrer Frau Gemahlin kaum erklären läßt. Halten Sie es denn für möglich, daß Ihre Frau Gemahlin an einer augenblicklichen Gemüthsstörung gelitten habe? Haben Sie Sonderbarkeiten, unerklärliche Erscheinungen früher bei ihr wahrgenommen?“

„Niemals, Herr Assessor. Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß meine Frau eine ruhige, überlegende, einfache Natur war. Ich habe nie an die Möglichkeit eines Selbstmordes geglaubt. Aber ich muß Ihnen auch gestehen, daß die Möglichkeit eines Mordes mir noch ferner zu liegen scheint. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß mir selbst vor Allem daran gelegen ist, volle Klarheit zu gewinnen, und daß Sie mich bereit finden werden, Sie in Ihren Bemühungen, die Wahrheit festzustellen, nach Kräften zu unterstützen. Ich bin also ganz damit einverstanden, daß wir zunächst nach dem Schlüssel suchen, an den ich, offen gestanden, gar nicht mehr gedacht habe.“

„Ich halte es für richtig,“ bemerkte der Justiz-

beamte, „daß wir uns dazu die Assistenz des Herrn Staatsanwalts erbitten.“ Er stand auf, begab sich in das Schlafzimmer und kam wenige Minuten darauf mit dem Staatsanwalt zurück; die beiden Mediciner folgten den Herren.

Die Obduction hatte ergeben, daß der Tod herbeigeführt war durch ein sehr energisch wirkendes Gift; der Organismus war schnell und gewaltsam zerstört worden.

Schon nach der oberflächlichen Untersuchung sprachen die Aerzte die Vermuthung aus, daß das Leben der Frau Baronin wahrscheinlich durch den giftigen Bestandtheil des rothen Fingerhuts, das sogenannte Digitalin, vernichtet worden sei, und die chemische Untersuchung, welche noch an demselben Tage vorgenommen wurde, bestätigte diese Aussage auch vollkommen; auch gelang es, in den Ueberresten des Thees, in welchen Rum gegossen war, die giftigen Bestandtheile nachzuweisen.

* * *

Die Aerzte verabschiedeten sich, der Staatsanwalt Meinert, Assessor Hocker und Baron von Klattau nahmen im Salon Platz und nach einer Pause begann der Staatsanwalt: „Wir haben kaum noch Veranlassung, über die Todesursache Ihrer Frau Gemahlin im Zweifel zu sein. Beim Entkleiden der Leiche ist dieser jedenfalls für Sie bestimmte Brief, den sie auf der Brust trug, gefunden worden. Ihre Frau hat sich in Folge eines

fogenannten „amerikanischen Duells“ das Leben genommen.“

Curt blickte verwundert auf und griff hastig nach dem Briefe, welchen der Staatsanwalt aus der Tasche gezogen und ihm gerreicht hatte. Während er las, nahmen seine Züge einen immer erstaunteren Ausdruck an. Die beiden Juristen beobachteten ihn scharf. Als er mit der Lectüre fertig war, rief er aus: „Das ist unmöglich; geradezu unmöglich!“

„Ist der Brief,“ fragte der Staatsanwalt, „von Ihrer Frau Gemahlin geschrieben?“

„Jawohl,“ versetzte Curt mit großer Bestimmtheit, „es ist ihre Hand, aber nicht ihr Herz, welches diesen Brief geschrieben hat. Der hochtrabende Stil, in welchem der Brief abgefaßt ist, liegt der ganzen Denk- und Schreibweise meiner Frau erstaunlich fern. Ich besitze eine große Anzahl von Briefen, welche ich vor meiner Vermählung von ihr erhalten habe; und gerade die Einfachheit, das ungekünstelt Wahre ihrer Schreibweise hat mir immer ein außerordentliches Vergnügen bereitet. Dieser Brief ist, abgesehen von seinem Inhalte, auch in seiner Form so seltsam, daß ich nicht anstehen würde an eine Fälschung zu glauben, wenn nicht die sehr scharf ausgeprägte und charakteristische Schrift meiner Frau, die ich getreulich hier wiederfinde, mir diese Vermuthung untersagte.“

„Darf ich bitten?“ sagte der Untersuchungsrichter, indem er den Brief vom Tische nahm. Er so wie der Staatsanwalt musterten die Züge der Schrift sorgfältig.

Die Handschrift war einheitlich, klar und sicher, nirgends eine Absichtlichkeit oder Außergewöhnlichkeit, welche auf eine mehr oder minder geschickte Nachahmung schließen ließ.

„Bitte, lesen Sie mir den Brief laut vor, damit ich ihn noch einmal höre,“ bat Curt. „Ich habe ihn kaum verstanden, er hat mich mehr fremdartig berührt als erschüttert.“

Der Untersuchungsrichter las:

„Mein einzig Geliebter!

„Ich sage Dir Lebewohl. Ein letztes, schmerz-
erfülltes Lebewohl. Was ich befürchtete, ist für mich zur
schaudernden Gewißheit geworden: Du liebst mich nicht
mehr, wenigstens nicht mehr mit jener glühenden Leiden-
schaft, die ich forderte. Dein Herz war getheilt zwischen
Deiner rechtmäßigen Gattin und einer Fremden. Diese
Fremde — ich habe sie entdeckt. Sie behauptet, ältere
Anrechte auf Dich zu haben. Wir einigten uns, daß
Eine von uns Beiden weichen müsse. Schwöre mir, ich
nehme Deinen Schwur entgegen vor Gott, daß nie ihr
Name über Deine Lippen komme... Das Loos hat
mich getroffen. Ich bin glücklich, denn ich weiß, daß
Du nun glücklich sein wirst. Was ist das Leben ohne
Liebesglück? Leb' wohl! Leb' wohl! Denk an mich und
schweige! Vor mir steht die halbgeleerte Tasse, wenn ich
den Rest getrunken haben werde, ist Alles vorbei und
auch wohl ohne das. Ich weiß, daß ich, seitdem ich
davon krank, dem Tode nicht mehr entrinnen werde.
Mein letzter Gedanke ist bei Dir, mein leidenschaftlich
Geliebter.
Deine Helene.“

„Der Brief klingt allerdings etwas theatralisch,“ fügte der Untersuchungsrichter hinzu.

Bei dem letzten Worte stand Curt auf, rieb sich die Hände und ging schnell im Zimmer auf und ab.

„Haben Sie keine Vermuthung, wer die „Fremde“ sein kann, von welcher im Briefe die Rede ist?“ fragte der Untersuchungsrichter.

Curt blieb plötzlich stehen und antwortete mit voller Stimme: „Jawohl, ich weiß, wer gemeint ist; aber ich scheue mich, den Namen zu nennen, und Sie werden das Motiv würdigen. Abgesehen von allem Andern werden Sie doch wenigstens den einen Grund gelten lassen, daß mir meine Frau in dem letzten Augenblicke ihres Lebens das Schweigen geboten hat. Ich erkläre Ihnen hiermit rundum, daß ich außer Stande bin, Ihnen über diesen Punkt irgend eine Ansicht auszusprechen. Ich ersuche Sie höflichst, meine Herren, dringen Sie nicht in mich, ich kann nicht sprechen.“

„Sie erschweren sich und uns die Arbeit,“ versetzte der Staatsanwalt. „Es giebt Fälle . . .“

„Ich muß Ihnen wiederholen,“ unterbrach Curt, „daß mein Entschluß in diesem Punkte unerschütterlich fest steht. Selbst wenn ich die Gewißheit erlangt hätte, daß ich mich in dem Verdachte, der in mir angelegt ist, nicht täusche, und daß sich Alles so verhält, wie es hier schwarz auf weiß geschrieben steht, selbst dann, meine Herren, würde ich es unter allen Umständen für meine Pflicht halten, den letzten Wunsch der Dahingegangenen zu erfüllen und das tiefste Schweigen zu

bewahren. Ich wiederhole daher meine Bitte: unterlassen Sie jede weitere Befragung über diesen Punct. Keine Macht der Welt wird im Stande sein, mich zu zwingen, darüber Aufklärung zu geben."

Curt begann von Neuem in großer Aufregung im Zimmer auf und ab zu gehen. Die beiden Juristen flüsterten zusammen; sie schienen sich überzeugt zu haben, daß es Curt mit seiner entschiedenen Weigerung ernst meine, wenigstens machten sie keine neuen Versuche, den Baron zum Sprechen zu bewegen.

„Gut denn,“ versetzte der Staatsanwalt nach einiger Zeit, „so bleibt uns nichts Anderes übrig, als den Versuch zu machen, auf anderm Wege die Wahrheit zu ermitteln. Es thut mir leid, Ihre Wege; denn wir werden nun die Sache nicht so geräuschlos betreiben können, wie wir es in Ihrer Interesse für wünschenswerth gehalten hätten. Zunächst müssen wir also zu erfahren suchen, ob in Ihrer Abwesenheit Jemand in diesem Zimmer gewesen ist. Wir müssen außerdem die genaue Untersuchung dieser Zimmer vornehmen, ob nicht irgendwo die Spur eines fremden Eindringlings hinterblieben ist. Wir müssen endlich Ihre Effecten wie die der Frau Baronin durchsuchen, ob wir in diesen vielleicht irgend einen Anhaltspunct finden.“

Curt gab keine Antwort. Er schien überhaupt kaum auf das zu achten, was der Staatsanwalt ihm gesagt hatte. Sein ganzes Wesen verrieth die äußerste Erregung, in welcher er sich befand. Die Zähne fest aufeinander gepreßt, den Mund geschlossen, die Stirn in Falten ge-

zogen, den Blick unablässig auf den Boden gerichtet, durchschritt er beständig das Zimmer, augenscheinlich nur mit sich und seinen Gedanken beschäftigt.

* * *

Der Untersuchungsrichter drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel.

Der Zimmerkellner, welchem in kurzen Worten das Nothwendige mitgetheilt ward, sagte aus, daß er gestern Abend vor sieben Uhr der Frau Baronin den Thee gebracht habe. Der Herr Baron habe schon den Hut in der Hand gehabt und sich zum Gehen gewendet. Er habe den Hut wieder hingesezt, noch eine Tasse und etwas Rum bestellt, und diese Bestellung habe der Kellner auch ausgerichtet. Die Dame sei ihm ganz ruhig vorgekommen, er habe an ihr nichts Außergewöhnliches bemerkt. Uebrigens sei er auch so beschäftigt gewesen, daß er darauf gar nicht Acht gegeben habe. Als er etwa eine halbe Stunde später im Nebenzimmer Nr. 5 Licht angezündet habe, sei es ihm so vorgekommen, als ob im Schlafzimmer Nr. 4 gesprochen worden sei; aber er könne das nicht mit Bestimmtheit versichern, es sei sehr wohl möglich, daß er sich getäuscht habe. Er habe Niemand in das Zimmer hinein und aus dem Zimmer heraus gehen sehen.

Baron von Klattau, über die Aussagen des Zimmerkellners befragt, räumte die Richtigkeit derselben, so weit sie ihn betrafen, vollkommen ein. Er habe allerdings, bevor er das Hotelzimmer verlassen habe, mit seiner

Frau eine Tasse Thee getrunken. „Aber hier im Zimmer,“ setzte er hinzu, „das Service muß erst später in das Schlafgemach getragen sein.“

Aus diesen Aussagen ließ sich wenig machen. Eben so ungenügend waren die Aussagen des übrigen dienstthuenden Personals. Der Portier konnte nicht angeben, ob in den Abendstunden nach sieben Uhr ein Fremder in das Hotel gegangen sei, da es sehr wohl möglich sei, daß um diese Zeit Jemand, der ein Interesse daran habe, nicht gesehen zu werden, unbemerkt aus- und eingehen könne, denn gerade um die Abendstunde sei der Verkehr am regsten. Er habe allerlei Fragen zu beantworten und könne bei dem täglichen Wechsel von Gästen nicht bestimmen, ob Derjenige, der sich in das Hotel begeben, ein neuangekommener Gast sei oder ein Gast aus einem fremden Hotel, der einen Hotelbewohner besuche, oder sonst Jemand.

Der Bewohner des Nachbarzimmers, Nr. 5, wurde ebenfalls gefragt. Auch seine Aussage war vollständig ungenügend. Er hatte nur wenige Minuten in den Abendstunden in seinem Zimmer zugebracht und sich während dieser Zeit mit seiner Toilette beschäftigt. Er habe nicht aufgepaßt, ob Jemand im Nebenzimmer spreche, und es würde ihm dies wahrscheinlich auch gar nicht aufgefallen sein, da er durch sein beständiges Leben im Hotel so daran gewöhnt sei, daß er es gar nicht mehr bemerke.

Bis jetzt waren also die Resultate der Untersuchung so dürftig wie irgend möglich. Es konnte unmöglich als verdächtiges Moment angeführt werden, daß Klattau mit

seiner Frau Thee getrunken habe. Es lag kein Moment vor, welches darauf hätte hinweisen können, daß ein Fremder in dem Zimmer gewesen sei. Auf die unbestimmte Behauptung des Zimmerkellners, daß möglicher Weise Jemand da gesprochen hätte, konnte natürlich kein Gewicht gelegt werden. Die genaue Durchsuchung im Zimmer und der Effecten ergab nur ein negatives Resultat. Es wurde festgestellt, daß der Schlüssel nicht vorhanden war. Dies allein schien darauf hinzuweisen, daß eine fremde Person im Zimmer gewesen war. Man konnte annehmen, daß Jemand die Thür von außen verschlossen und den Schlüssel mitgenommen habe, da der Zweck der Abschließung von der Frau Baronin selbst viel leichter dadurch erreicht worden wäre, daß sie das Zimmer verschlossen und den Schlüssel im Schlüsselloch gelassen; dann hätte man nicht einmal mit dem Hauptschlüssel das Schloß öffnen können. Dies konnte als ein Anzeichen für die Gegenwart einer zweiten Person betrachtet werden. Aber bewiesen war dadurch nichts; denn möglich blieb es ja immerhin, daß die Baronin den Schlüssel abgezogen, aus dem Fenster oder sonstwohin geworfen habe.

* * *

Der Untersuchungsrichter nahm das Schreiben der Baronin noch einmal, durchlas es aufmerksam und stockte plötzlich bei der Lectüre, als ob ihm etwas Außergewöhnliches aufgefallen sei. Er winkte dem Staatsanwalt, zeigte auf eine Stelle in dem Briefe und flüsterte ihm

einige Worte zu. Der Staatsanwalt nahm seinerseits das Schreiben und nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Herr Baron,“ begann der Untersuchungsrichter sehr ernst, „ich muß Sie jetzt noch einmal dringend auffordern, die Wahrheit zu sagen. Ihr Schweigen könnte uns die traurige Pflicht auferlegen, Sie Ihrer Freiheit zu berauben. Wenn Sie bei Ihrem Schweigen verharren, so können Sie sich dadurch in den Verdacht bringen, dem Tode Ihrer Frau Gemahlin nicht fern zu stehen.“

Klattau zog die Schultern gleichgültig in die Höhe.

„Betrachten Sie diese Angelegenheit nicht zu nebensächlich,“ fuhr der Untersuchungsrichter sehr kalt fort, „überlegen Sie sich, wie wir Juristen die Sache aufzufassen haben. Sie lebten nicht glücklich mit Ihrer Frau, Sie sind gestern Abend mit ihr zusammen gewesen, haben mit ihr Thee getrunken und Rum bestellt. Das könnte von Wichtigkeit sein; denn der Stoff, mit welchem die Frau Baronin vergiftet ist, Digitalin, löst sich nicht in Wasser, wohl aber in Alkohol auf. Die Zusetzung des Rums zum Thee könnte also als ein Verdachtsmoment hingestellt werden. Ferner: es scheint festgestellt zu sein, daß kein Fremder im Zimmer gewesen ist. Gleichwohl ist der Schlüssel abgezogen und nirgends zu finden, so daß die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß er von außen abgezogen sei. Man könnte also wiederum annehmen, daß der Schlüssel von Ihrer Hand selbst entfernt worden sei.“

Während dieser Worte hatte Curt seine völlige

Gleichgültigkeit bewahrt. „Wenn man das annähme,“ sagte er ruhig, „so würde man sich eben täuschen.“

„Und nun,“ fuhr der Untersuchungsrichter fort, „mein letztes und wichtigstes Argument. Dieser Brief, welcher angeblich die letzte Willensäußerung der Frau Baronin enthält, ist zwar keine Fälschung in der Handschrift, aber es ist etwas viel Schlimmeres: es ist ein Dictat.“

Der Untersuchungsrichter sprach diese letzten Worte sehr bestimmt und Curt's Physiognomie nahm einen wesentlich andern Ausdruck an. Das Blut stieg ihm in die fahlen Wangen.

„Wieso?“ fragte er mit stoßender Stimme.

„Der Brief ist dictirt,“ wiederholte der Untersuchungsrichter sehr bestimmt, „dies kann einem Zweifel kaum noch unterliegen. Die Schreiberin hat sich verhört, es ist ein Hörfehler darin, ein Wort, welches offenbar in mißverständener Weise niedergeschrieben worden ist. Freilich nur ein Wörtchen, aber es ist entscheidend.“

„Welches Wort?“ fragte Curt.

„Der Fehler,“ fuhr der Beamte fort, „ist so augenscheinlich, daß jedes geübte oder auch nur aufmerksame Auge ihn sofort entdecken muß. Hier, Herr Baron, sehen Sie sich daraufhin den Brief selbst einmal an. Sehen Sie ihn genau an, Sie werden den Hörfehler mit derselben Leichtigkeit entdecken wie ich.“

Curt gab sich die größte Mühe, wenigstens äußerlich Fassung zu zeigen; aber es gelang ihm doch nur

mühsam, die außergewöhnliche Aufregung, in der er sich befand, vor den prüfenden Blicken der beiden Herren zu verbergen. Jede Muskel zuckte ihm, jede seiner Fibern war ungewöhnlich bewegt. Die Worte des Untersuchungsrichters hatten ihren tiefen Eindruck nicht verfehlt. Er vermochte den Brief, welchen der Untersuchungsrichter ihm wieder gereicht hatte, kaum zu halten, das Blatt bewegte sich in seiner zitternden Hand schnell und lebhaft hin und her. Er las den Brief offenbar mit der angespanntesten Aufmerksamkeit, er überlas ihn noch einmal, darauf legte er ihn wieder auf den Tisch und sagte langsam und möglichst gefaßt: „Ich weiß nicht, meine Herren, was Sie meinen; zum Räthselaufgeben dünkt mich der Augenblick schlecht gewählt. Wenn Sie mir Aufklärung geben können und geben wollen, so werde ich dieselbe mit Dankbarkeit annehmen; auf Combinationen, auf Errathen lasse ich mich nicht ein. Wenn Ihnen also daran liegt, von mir verstanden zu werden, so müssen Sie schon die Güte haben, sich deutlicher auszusprechen.“

„Nun wohl,“ versetzte der Untersuchungsrichter, „ich werde mit Ihnen also sehr deutlich sprechen, Herr Baron. Ich nehme an, bin gezwungen anzunehmen, daß der Brief dictirt ist, und zwar aus folgenden Gründen: Zunächst berufe ich mich auf Ihre eigenen Worte. Sie sagten, als Ihnen der Brief gezeigt wurde, derselbe sei zwar von der Hand der Frau Baronin geschrieben, aber nicht in ihrem Geiste, der Brief habe etwas Fremdartiges in seinem ganzen Charakter, er stehe in

offenbarem Widerspruche zu ihrer ganzen Schreibweise, die Sie durch Ihre frühere Correspondenz genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hätten. Sodann berufe ich mich auf den Hörfehler, von dem ich eben sprach. Hören Sie diesen einen Satz." Der Untersuchungsrichter nahm das Schreiben und las langsam mit schwerer Betonung eines jeden Wortes: „Ich weiß, daß seitdem ich davon krank, ich dem Tode nicht mehr ent-rinnen werde. . ." „Seitdem ich davon krank", das ist offenbar verhöört; man hat dictirt: „seitdem ich davon trank". Die Frau Baronin — Gott weiß, in welcher Stimmung und unter welchen Einflüssen sie den Brief geschrieben hat — hat mechanisch aufgezeichnet, was ihr Ohr vernahm, ohne über den Sinn der Worte nachzu-denken, und dadurch wird dieser Satz entstanden sein. In Verbindung mit dem Vordersatze: „Vor mir steht die halbgeleerte Tasse, wenn ich den Rest getrunken haben werde, ist Alles vorbei; und auch wohl ohne das", in Verbindung mit diesem Satze ergiebt sich das Mißver-ständniß in dem folgenden von selbst; denn der zweite Satz soll genau dasselbe sagen wie der erste. Es muß also heißen: „Ich weiß, daß ich den Tod getrunken habe, seitdem ich davon trank". "

Der Baron hatte aufmerksam zugehört. Er ver-setzte langsam: „Das leuchtet mir ein. Es scheint mir, daß in der That hier das Wort „trank" stehen sollte."

„Und wissen Sie," fuhr der Untersuchungsrichter fort, „was sich daraus ergiebt? Wissen Sie, worauf das kleine Wörtchen hindeuten würde, wenn wir ihm

jetzt die richtige Deutung gegeben und seine Entstehung richtig erfaßt haben?"

Eurt schlug die Augen nieder.

„Ich will es Ihnen sagen,“ fuhr der Untersuchungsrichter fort, „es deutet hin auf ein furchtbares, mit der größten Vorsicht eingefädeltes und mit dem größten Raffinement ausgeführtes Verbrechen, und dies legt uns die Verpflichtung auf, jetzt schonungslos zu verfahren. Herr Baron, wir fordern Sie hiermit noch einmal auf, den Namen der Person zu nennen, welche sie in Verdacht hatten, die Gegnerin Ihrer Frau Gemahlin bei dem sogenannten amerikanischen Duell gewesen zu sein. Sie können sich jetzt nicht mehr darauf berufen, daß Sie durch diese Angabe zuwider handeln würden dem letzten Willen der Verstorbenen, denn dieser Ausdruck des letzten Willens ist vermuthlich eine Fälschung wie alles Andere. Der Thäter oder die Thäterin hat dieses plumpe Kunststück angewendet, um sie einzuschüchtern. Also sprechen Sie, Her Baron! Es wäre vollkommen unbegreiflich, wenn Sie jetzt noch Ihr Schweigen beibehalten wollten, wir würden in der That nicht wissen, was wir von einem Manne denken sollen, dessen Frau aller Wahrscheinlichkeit nach ermordet ist, der im Stande ist, der Justiz auf die Spur zu helfen, und der trotzdem schweigt. Wir würden anzunehmen gezwungen sein, daß noch ganz besondere Rücksichten vorhanden sein müssen, welche diesen Mann zu einem so unbegreiflichen Verfahren veranlassen; wir würden zu der Ueberzeugung hingedrängt werden, daß der Mann ein besonderes In-

teresse daran habe, den Namen zu verschweigen; es würde uns sogar die Vermuthung nahe gelegt werden, daß der Mann bei dieser Sache betheilig ist, wenigstens indirect. Erwägen Sie wohl, Herr Baron, welche Consequenzen Ihr andauerndes Schweigen nach sich ziehen müßte; wir würden, ich wiederhole Ihnen das, zu Ihrer Verhaftung schreiten müssen, und seien Sie versichert, das Gericht würde dieselbe als durchaus gerechtfertigt betrachten. Um Ihnen das Mißliche Ihrer Lage noch einmal vor die Augen zu führen, erinnere ich Sie daran, daß der tödtliche Stoff, das Digitalin, nachgewiesen ist in der Tasse, in welcher sich die Ueberreste von dem mit Rum vermischten Thee vorfinden, daß Sie den Rum bestellt haben, daß die andere Tasse, in welcher kein Rum sich befindet, auch keinen tödtlichen Stoff enthält, und daß der Schlüssel, der aller Wahrscheinlichkeit nach von außen abgezogen ist, trotz allen Suchens nicht hat ermittelt werden können; daß nur von Ihnen mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann, kurz vor der That im Zimmer gewesen zu sein. — Das Alles, Herr Baron, erwägen Sie wohl, bedenken Sie, daß Ihr Schweigen Sie zum Mitschuldigen macht, daß aber das Aussprechen der vollen Wahrheit, so weit Ihnen dieselbe bekannt ist, hoffentlich alle diese uns vor der Hand noch verdächtig erscheinenden Momente verschweuchen würde.“

„Ihre Befragung,“ versetzte Curt, „macht Ihrem Scharfsinn alle Ehre. Ich zweifle nicht, daß es Ihnen sogar gelingen würde, mich wo möglich selbst davon zu überzeugen, daß ich der Sache nicht fern stehe, um Ihnen

Ausdruck zu gebrauchen. Nun, meine Herren, was mich betrifft, so weiß ich, daß ich Ihnen in jedem Punkte die volle Wahrheit ihrem ganzen Umfange nach mitgetheilt habe. Ich halte mich aber nicht für berechtigt, Vermuthungen auszusprechen, welche eine mir werthe Person möglicher Weise in die ernsteste und vielleicht in unverschuldete Angelegenheit bringen könnte. Ich gebe zu, daß das vom juristischen Standpuncte nicht richtig sein mag, vom menschlichen Standpunct aus ist es richtig. Wenn Ihre Combinationen über das Wort „krank“ und „trank“ eben so geistreich und dabei eben so irrthümlich sind, wie diejenigen, welche Sie über meine Mitschuld angestellt haben, so kann dies für mich nur ein neuer Grund sein, mit aller Vorsicht zu Werke zu gehen. Ich halte es mit meinen Begriffen von Ehre nicht für vereinbar, auf eine bloße Vermuthung hin, die sehr wohl vollkommen unbegründet sein kann, Jemanden einer Behörde gegenüber als eine Person zu bezeichnen, welche das abscheulichste, hinterlistigste Verbrechen begangen habe. Denuncirte ich eine Unschuldige, so würde ich mir selbst als Verbrecher erscheinen. Ich muß also bei meinem Schweigen beharren und es Ihnen gänzlich anheim geben, welche Bedeutung Sie diesem Schweigen beilegen wollen; und ich würde die Consequenzen tragen, wenn dieselben auch noch so nachtheilig für meine Person sein würden. Dies ist mein letztes Wort.“

Die beiden Beamten erhoben sich von ihren Plätzen und traten an das Fenster, wo sie einige Minuten heimlich mit einander sprachen. Darauf verließ der Staats-

anwalt das Zimmer. Der Untersuchungsrichter legte seine Papiere zusammen und raunte dem Protokollführer zu: „Wir wollen die Sache bei der ersten definitiven Vernehmung auch formell erledigen.“ Curt blickte unverwandt auf den Boden. Während der nächsten zehn Minuten wurde kein Wort gewechselt, und erst durch die Wiederankunft des Staatsanwalts wurde die unbehagliche Stille unterbrochen. Dieser trat ein, gefolgt von einem Gendarmen. „Herr Baron v. Klattau,“ begann der Staatsanwalt mit fester Stimme, „ich fordere Sie auf, uns zu folgen.“ Curt stand auf, sah sich im Zimmer flüchtig um, machte darauf eine leichte Verbeugung und nahm seinen Hut. Eine Droschke beförderte den Gefangenen und die beiden Beamten nach dem Arrestlocal.

* * *

Schon in der Abendnummer des Eisenbronner Anzeigers vom 5. August war zu lesen, daß „unser sonst friedliches Städtchen“ der Schauplatz eines entsetzlichen Verbrechens geworden sei. Eine Dame, welche den höchsten Ständen angehört, sei im Hotel vergiftet worden, und es sei leider anzunehmen, daß der Gatte, ein früherer Officier, bei dem Verbrechen theilhaftig sei. Daß der „Umzicht unserer Behörden“ sei derselbe bereits verhaftet worden. Gleichzeitig befand sich unter den amtlichen Anzeigen eine Bekanntmachung des Staatsanwalts, welche in dem üblichen, trockenen Tone das Nöthige über den Thatbestand des angeblichen Verbrechens mittheilte und gleichzeitig alle Diejenigen, welche über

die Angelegenheit selbst Aufklärung geben könnten, aufforderte, sich ungesäumt bei der Gerichtsstelle zu melden. Einen besondern Werth legte die Anzeige des Staatsanwalts auf den verschwundenen Schlüssel. Wer darüber Auskunft zu geben im Stande sei, solle sofort der nächsten Behörde Kenntniß davon geben.

Schon der nächste Tag brachte eine wichtige Entdeckung. Der Oberkellner im Hotel zur Reichskrone übergab dem Staatsanwalt den vermißten Schlüssel. Das Hotel lag ungefähr fünf Minuten weit vom Hotel zum Schwan, in welchem Curt mit seiner Frau abgestiegen war. Der Oberkellner konnte über die Art und Weise, wie der Schlüssel in das Hotel zur Reichskrone gelangt war, keine bestimmte Auskunft geben. Er hatte den Schlüssel auf seinem Pulte gefunden, und einer der Zimmerkellner hatte ihm auf Befragen gesagt, daß er den Schlüssel am Schlüsselbrett gefunden und ihn von dort fortgenommen und auf das Pult gelegt habe, um einen Zimmerschlüssel anhängen zu können. Der Zimmerkellner wußte nicht, wie der Schlüssel an den falschen Nagel gekommen sei, habe aber sofort an dem Messingschild mit Nr. 3 gesehen, daß der Schlüssel nicht zum Hotel gehöre. Im Uebrigen habe er sich darum nicht bekümmert.

Der Untersuchungsrichter, Assessor Hocker, wurde sofort instruirt, den Oberkellner und Zimmerkellner des Hotels zur Reichskrone zu vernehmen. Der Zimmerkellner Fritß bestätigte, was er dem Oberkellner gegenüber bereits gesagt hatte.

„Ich wollte den Schlüssel zum Zimmer Nr. 15 an das Schlüsselbrett hängen, nachdem der Gast, welcher in demselben gewohnt hatte, abgereist und das Zimmer wieder gereinigt war. Auf dem Haken, welcher die Nummer 15 trägt, hing ein anderer Schlüssel, und an dem Messingschildchen sah ich, daß dieser Schlüssel nicht zu unserem Hotel gehöre. Ich nahm also den Schlüssel ab und legte ihn auf das Pult des Oberkellners, welches mir gerade zur Hand war.“

„Wann geschah das?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Gestern Abend gegen zehn Uhr.“

„Wer hatte denn in dem Zimmer gewohnt, ein Herr oder eine Dame?“

„Eine Dame.“

„Wohnte dieselbe schon seit längerer Zeit in Ihrem Hotel?“

„Nein, sie war erst wenige Stunden vorher angekommen; sie befand sich nur auf der Durchreise, und mußte vier Stunden in Eisenbronn bleiben, weil die Züge der Nord- und Westbahn keinen Anschluß haben.“

„Haben Sie häufig Gäste, welche nur einige Stunden in Ihrem Hotel bleiben?“

„O ja, das kommt wohl vor.“

„Hat die Dame ihren Namen in das Fremdenbuch eingetragen?“

„Sawohl, ich habe es ihr selbst gebracht.“

„Haben Sie den Namen gelesen?“

„Ja, Frau Witwe Schulz, Rentiere aus Bremen.“

„Ist die Dame während ihres kurzen Aufenthalts ausgegangen?“

„Sawohl, gleich nach ihrer Ankunft.“

„Und wann ist sie wiedergekommen?“

„Ungefähr zwei Stunden später, etwa um neun Uhr, gerade noch rechtzeitig, um den Nachtzug mit der Westbahn zu benutzen.“

„Bemerkten Sie irgend etwas Auffälliges an ihr?“

„Die Dame war sehr eilig und sehr splendid. Sie bezahlte ihre kleine Rechnung mit einem Fünfsthalerschein und ließ sich nichts herausgeben.“

„So, so. Das wird ja interessant. Ist Ihnen vielleicht bekannt, wohin die Dame gereist ist?“

„Das kann ich nicht sagen. Ich weiß nur, daß sie eine Droschke bestellt, um noch mit dem Abendzuge fortzukommen. Ich sagte ihr noch, sie brauche sich nicht so sehr zu beeilen, da sie ja kein Gepäck aufzugeben habe.“

„Also die Dame hatte kein Gepäck?“

„Sie hatte nur einen kleinen Handkoffer. Ich habe ihn aus dem Zimmer herausgebracht und bis an die Droschke getragen.“

„Wie sah denn der Koffer aus?“

„Es war ein elegantes Köfferchen mit einem Leinwandüberzug, und auf der Leinwand stand ein S. mit einer Krone. Ich sagte Ihnen ja schon, daß die Dame Schulz heißt.“

„Vielleicht sind wir schon auf der richtigen Spur,“ bemerkte der Untersuchungsrichter für sich. „Haben Sie sich die Dame genau angesehen?“ fragte er weiter.

„Genau eben nicht, aber ich würde sie doch wiedererkennen, denn sie war sehr hübsch.“

„Beschreiben Sie mir ihr Aeußeres.“

„Die Dame war groß und schlank, so etwa sechs- undzwanzig bis achtundzwanzig Jahre alt. Sie war sehr einfach aber fein gekleidet. Mir kam sie vor wie eine Künstlerin. Sie trägt lange Locken und ist sehr blond.“

„Sie machen sich keine Vorstellung davon, wie der Schlüssel aus dem Hotel zum Schwan an den Nagel gekommen ist, an welchem der Schlüssel zu Nr. 15 in Ihrem Hotel gewöhnlich hängt?“

Der Kellner wollte nicht recht mit der Sprache heraus. „Mir ist,“ so sagte er stockend, „als ob die Dame, während ich ihren Koffer in die Droschke legte, den Schlüssel selbst angehängen habe. Sie folgte mir erst auf dem Fuße, als ich aber auf der Straße war, war die Dame noch nicht da, und ich sah sie dann aus der Portierstube kommen. Ich habe mir schon gedacht, daß sie den Schlüssel wohl verwechselt haben muß; aber genau kann ich das natürlich nicht sagen, gesehen habe ich es nicht.“

Der Untersuchungsrichter schien von den Aussagen des Kellners sehr befriedigt zu sein. Nachdem er denselben auf den vollen Ernst seiner Angaben hingewiesen und noch einmal die Versicherung entgegen genommen hatte, daß alles das, was gesagt sei, dem Thatbestand genau entspreche, entließ er ihn. Die Aussagen des Oberkellners bestätigten lediglich die dem Staatsanwalt gemachten Mittheilungen.

* * *

Im Laufe des Nachmittags erschien auf dem Untersuchungsamte Assessor Reinhard. Nachdem er seinen Kollegen Hocker freundschaftlich begrüßt hatte, sagte er mit recht verdrießlicher Miene: „Die Mordgeschichte, von der unser ganzes Bad spricht, ist mir persönlich äußerst fatal; es ist nämlich möglich, daß ich selbst mit hinein verwickelt werde. Siehst Du, lieber Freund, die Moral davon ist, daß man niemals mit Schauspielerinnen soupiren soll.“

„Was?“ fragte Hocker erstaunt, „wie kommst Du unschuldigster aller Assessoren dazu, in Mordgeschichten verwickelt zu werden?“

„Ja, wie kommt man dazu! Hast Du eine Cigarre? Ich will Dir die Geschichte erzählen.“ Reinhard zündete sich eine Cigarre an, setzte sich rittlings auf den Stuhl und erzählte, während er sich hin und her schaukelte: „Ich habe gestern mit dem Herrn v. Klattau zusammen soupirt. Wenn ich gewußt hätte, daß derselbe heute Vormittag unter der Beschuldigung, an der Ermordung seiner Frau Theil gehabt zu haben, eingestekt werden würde, so hätte ich mich natürlich dafür bedankt. Aber Du kennst ja mein altes Pech. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn ich als Zeuge vorgeladen werden müßte und vor Deutschland zu erklären gezwungen wäre, in welcher Gesellschaft ich den gestrigen Abend zugebracht habe. Das wird eine schöne Geschichte werden. Meine Braut! Meine Braut! Und meine künftige Schwiegermutter! Sie kratzt mir die Augen aus. Und es war

wahrhaftig so unschuldig. Die Sache war nämlich so: Ich sitze auf der Terrasse und langweile mich. Da sehe ich an einem kleinen Tische neben mir die nette kleine Mademoiselle Rose mit unserer ersten Liebhaberin, Fräulein Dorn, und einem Herrn, mit dem ich in den letzten Tagen bei der Table d'hôte in der Reichskrone verschiedene Male zusammen gegessen habe. Wir hatten uns einige Tage vorher bekannt gemacht — es ist ein Lieutenant v. Dambach; und aus dummer Gutmüthigkeit, wahrhaftig aus dummer Gutmüthigkeit, halte ich es für meine Ritterpflicht, ihm die Sorge um zwei Damen etwas zu erleichtern. Ich begrüße ihn also, er bietet mir einen Stuhl an, ich setze mich zu ihnen, wir schwätzen dummes Zeug, und diese kleine Mademoiselle Rose, die immer Hunger hat, kommt auf den unglücklichen Gedanken, zu soupiren; Fräulein Dorn secundirt, Dambach acceptirt, und nun frage ich Dich, was soll ich machen? Ich werde also zu diesem Souper gepreßt und werde sogar beauftragt, dasselbe vorher zu bestellen. Zu meinem Entsetzen hängt sich Mademoiselle Rose gleich an meinen Arm, und ich habe das Vergnügen, vor dem versammelten Publicum durch die halbe Stadt mit dieser mir vollständig fremden Dame am Arme zur Reichskrone zu pilgern.“

Der Untersuchungsrichter Hocker vergaß seine Würde so weit, daß er lächelte.

„Du hast gut lachen,“ sprach Reinhard, „Du hast keine Schwiegermutter und keine Braut! Aber versetze Dich einmal in meine Situation, und dann wirst Du

Dir vorstellen können, welches Vergnügen ich empfand, als ich mit der fremden Dame am Arme nach der Reichskrone pilgerte. Wenn mich, den solidesten aller Bräutigams, irgend Einer meiner Bekanntschaft gesehen hätte, ich wäre ein Kind des Todes gewesen. Ich behauptete deswegen auch, daß ich an Zahnschmerzen litte, um auf irgend eine plausible Weise mir die Hälfte des Gesichts mit dem Taschentuche bedecken zu können. Na, es ging noch Alles gut. In der Reichskrone wurde das Souper bestellt. Nach einer halben Stunde ungefähr kamen mein hinterlistiger Lieutenant mit Fräulein Dorn und etwas später ein anderer Herr, auf dessen Erscheinen Herr v. Dambach uns schon vorbereitet hatte. Es war ein alter Bekannter von ihm, der uns als Herr v. Klattau vorgestellt wurde."

„Aljo Herr v. Klattau war gestern in der Reichskrone?“ fragte Hocker.

„Ja doch. Siehst Du, lieber Freund, ich habe die allerbesten Grundsätze, aber wenn man dem treuesten Pudel ein Stück Zucker auf die Nase legt, schließlich schnappt er auch zu. Ich hatte mir vorgenommen, wenig zu essen und nichts zu trinken, aber der Magen und der Gaumen — sie haben mich ins Verderben gebracht. Ich aß viel und trank noch mehr. Und ich habe jetzt einen Kopfschmerz — — Du kennst ja das alte Haarweh! Nun aber die Hauptsache. Herr v. Klattau hat sich mit Dambach im Laufe des Gesprächs gezankt. Ich weiß nicht mehr genau, wie die Sache lag, aber jedenfalls war eine Dame im Spiele, eine Dame, von welcher

Dambach behauptete, daß er sie gesehen habe, und deren Anwesenheit in Eisenbronn von Klattau auf das Allerentschiedenste in Abrede gestellt wurde. Nun habe ich mir gesagt, daß das möglicher Weise für Dich von Belang sein könnte; aber, lieber Freund, thu mir den Gefallen und laß mich aus der Sache, wenn's irgend möglich ist. Meine Schwiegermama ist sanft, wenn nichts vorliegt; aber ein Drache, eine Furie, ein feuerspeiender Kater — alles das sind viel zu schwächliche Bilder für meine liebenswürdige Schwiegermama im Zorn. Wenn Du Dambach vernimmst, wirst Du ohne Zweifel viel mehr erfahren als von mir; denn ich kenne weder den Herrn v. Klattau, noch seine Frau, noch die Dame. Das weiß ich aber, daß ich in meinem Leben nicht wieder soupire, dabei kommt nie etwas heraus."

„Weißt Du,“ versetzte Hofer, „daß Deine Mittheilung vielleicht dazu dient, die vermuthliche Thäterin des Mordes zu ermitteln?“

„Ach Du meine Güte!“ rief Reinhard entsetzt aus, „da würde ich am Ende gar ein Zeuge von Wichtigkeit? Meine Braut! Und meine Schwiegermama!“

„Wir suchen eine Dame, und wenn diese, was sehr wohl möglich ist, identisch sein sollte mit derjenigen, welche gestern der Zankapfel zwischen den Herren v. Dambach und v. Klattau war, so würdest Du wenigstens indirect dazu beigetragen haben, die Thäterin zu ermitteln.“

„Aber sehr indirect, wenn ich bitten darf! — Dambach weiß ja viel besser Bescheid, und der hat auch

keine Braut. Thu mir nur die Liebe und laß mich aus der leidigen Geschichte heraus. Ich versichere Dich, es geht ganz gut."

„Wenn es geht, soll es geschehen. Ich werde gleich Herrn v. Dambach citiren, um von ihm den Namen der Dame zu ermitteln."

Reinhard stand auf und reichte dem Collegen die Hand. „Ich will Dich in Deinen Berufspflichten nicht weiter stören, lieber Freund, nur Eins wiederhole ich Dir, vergiß auf vierzehn Tage, daß ich existire, und nimm's mir nicht übel, daß ich am Leben bin. Auf alle Fälle werde ich jetzt meine Schwiegermama auffuchen, um sie etwas vorzubereiten. Leb' wohl, Hocker, und theile mir heute womöglich noch mit, ob Du auf mich verzichten kannst, oder ob Du gezwungen bist, mich amtlich zu vernehmen. Adieu!"

„Leb' wohl!"

* * *

Reinhard begab sich geraden Weges in das Haus der Frau Rätthin Wellner, seiner Schwiegermutter. Er wurde von seiner Braut, Fräulein Johanna Wellner, ziemlich ungnädig empfangen. Die Frau Rätthin erwiderte kaum den Gruß des schüchtern eintretenden Bräutigams. „Ein Gewitter in der Luft," sagte er leise; „sollten sie schon von den Vorgängen gestern Abend Kenntniß erhalten haben? — Guten Tag, Hannchen. Wie geht's Dir denn?"

„Schlecht," versetzte das liebenswürdige Kind.

„Darf man sich nach dem Befinden der Frau Schwiegermama erkundigen?“

Die Frau Rätthin, welche sich mit einem großen Strickstrumpf beschäftigte, sah flüchtig von der Arbeit auf und warf einen strafenden Blick auf den Assessor.

Reinhard stand in der Mitte der Stube. Er hielt den Hut in der Hand, schaukelte sich auf den Fußspitzen und sah unschlüssig bald nach rechts, bald nach links, als ob er nicht wisse, ob er sich setzen oder die Flucht ergreifen solle.

Aus dieser Ungewißheit befreite ihn Johanna, welche ihm den Hut abnahm und, da Reinhard noch immer schwieg, das Wort ergriff und mit wachsendem Affect also sprach: „Ja, die Mama hat ganz Recht, Du liebst mich nicht! Du hast mich nie geliebt!! Wo bist Du nur gestern Abend wieder gewesen? Berufspflichten, nicht wahr? Das sagst Du ja immer, wenn Du Dich von mir wegstellen willst. O die Männer, die Männer! Und wir armen Geschöpfe sitzen hier zu Hause und warten mit dem Thee. Bis halb Zehn haben wir gewartet; und der Thee zog immer weiter, und er ist schließlich so stark geworden, daß wir ihn kaum trinken konnten und deswegen die ganze Nacht nicht haben schlafen können. Konntest Du uns denn nicht wenigstens einen Zettel schicken, daß Du nicht kommen wolltest? So verantworte Dich doch wenigstens!! Wo bist Du gewesen? Wo hast Du gesteckt? Heraus mit der Sprache!“

„Ja, Du läßt mich ja gar nicht zu Worte kommen,

liebsteß Hannchen. Wo ich gewesen bin? fragst Du. Weißt Du es denn nicht?" Reinhard wartete mit großer Spannung auf Antwort.

„Woher soll ich es denn wissen? Ich weiß nur, daß Du uns versprochen hattest zum Thee zu kommen, und daß Du nicht gekommen bist.“

Dem Assessor fiel ein Stein von der Brust. Das Theeversprechen hatte er ganz vergessen. „Ja,“ liebsteß Hannchen,“ sagte er nach einigem Besinnen, „wenn ich Dir sagen würde, wo ich gewesen bin, so würdest Du es auch nicht verstehen. Wir Männer, und namentlich wir Juristen, haben oft sonderbare Amtsgeschäfte, die Ihr Frauen gar nicht gleich begreifen könnt.“

„Wird ein schönes Amtsgeschäft gewesen sein.“

„Siehst Du, Du bist schon ungläubig, bevor ich noch gesprochen habe. Nun, Kind, ich kann Dir die Versicherung geben, daß ich in der That gestern an einem Ort gewesen bin, welcher für die Justiz von hoher Wichtigkeit ist. Ich werde vielleicht eine wichtige Mission zu erfüllen haben. Und so absonderlich dieselbe Dir auch erscheinen mag, wundere Dich über nichts. Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich Eure Schulweisheit nichts träumen läßt, sagt schon Shakespeare.“

„Ach, was scheert mich Dein Shakespeare, der sagt auch: Es ist etwas faul im Staate Dänemark. Wo hast Du gesteckt? Heraus mit der Sprache, noch einmal!“

Die Frau Rätthin legte den Strickstrumpf bei Seite,

faltete die Hände auf dem Schooße und begann salbungsvoll: „Daß die Kinder auch nie geschickt werden. An dem Tage, an welchem Du von mir verlangtest, daß ich meine Einwilligung geben sollte zu Deiner Vermählung, mußt Du wissen, daß Du von mir verlangtest die Einwilligung dazu, beständig mißhandelt zu werden. Das habe ich Dir gesagt und Du wirst es immer mehr bemerken, wie Recht ich hatte, mein Kind. Frage Dein Schicksal mit Ruhe und Fassung. Der Herr Assessor ist ein Mann und alle Männer sind nichts werth. Ich habe gesprochen.“

„Aber, liebste Schwiegermama, weshalb bringen Sie denn das nun wieder auf den höhern philosophischen Standpunct? Es handelt sich ganz einfach darum, daß ich wirklich abgehalten war, Ihrer liebenswürdigen Einladung zu folgen.“

„Haben wohl einen alten Universitätsfreund getroffen? Das ist ja die beständige Ausrede.“

„Wichtigeres, Mama, viel Wichtigeres.“

„Du hast mir noch immer nicht gesagt,“ nahm Johanna das Wort, „wo Du eigentlich gewesen bist.“

„Mein Kind, das ist noch ein Geheimniß und soll ein Geheimniß bleiben. Hast Du jemals davon gehört, daß sich Schriftsteller in die Spelunken der Verbrecher begeben, um dort Studien für ihre Romane zu machen? Hast Du jemals davon gehört, daß sich Polizeibeamte mit den Verbrechern in den Kerker schließen lassen, um sie zur Vertraulichkeit zu bewegen und das Geständniß ihrer Schuld aus ihnen herauszulocken? So ähnlich

war meine Mission gestern Abends. Sie wird vielleicht offenbar werden und dann wirst Du sehen, wie fälschlich Du mich angeklagt hast. Denke Dir den Fall, liebes Kind, daß man mich als Zeuge bei einem Verbrechen gebrauchte. Was würdest Du sagen, wenn Du mich unter dieser Bedingung in einer Gesellschaft träffst, die mir nicht behagte und die meiner, namentlich seit ich das Glück habe Dein Bräutigam zu sein, nicht würdig wäre?"

„Verstehe ich nicht,“ sagte Johanna.

Die Rätthin warf einen stechenden Blick auf den Assessor; dann wandte sie sich an die Tochter und sagte: „Mein Kind, ich ahne nichts Gutes.“

„Aber, liebe Schwiegermama, in Ausübung meines Berufes..."

„Nun, dann sprechen Sie sich deutlich aus, Herr Assessor. Ich muß dringend darum bitten,“ sprach die Rätthin sehr streng. „Sie sind der Bräutigam meiner Tochter. Ich habe ein Recht darnach zu fragen, was sie gestern Abend angefangen haben. Sie wissen, ich mische mich nie in die Angelegenheiten meiner Tochter, aber das sind doch Dinge, die mich persönlich auch etwas angehen.“

„Ach was, nun lassen Sie mich zufrieden!“ rief Reinhard endlich; „ich komme hierher, um mich zu amüsiren, und Sie behandeln mich, gelinde gesagt, merkwürdig. Daß ich gestern Abend nicht gekommen bin, ist richtig. Es thut mir leid und ich bitte deswegen um Verzeihung. Nun aber auch fertig! Daß der Thee zu stark geworden ist, ist nicht mein Fehler. Warum

haben Sie nicht früher getrunken. Wo ich gewesen bin, kann ich nicht sagen. Wenn Sie wünschen, daß ich Ihnen was vorlügen soll, dann ist es gut. Gut, dann soll es geschehen. Aber nur mit Ihrer Einwilligung. Und nun lassen wir das! Sage mir, mein liebes Hännchen, was Du seit gestern angefangen hast."

„Siehst Du, meine Tochter," versetzte die Rätthin wiederum sehr salbungsvoll, „auch an diesen Ton wirst Du Dich gewöhnen müssen, es ist der übliche bei den Männern. So lange sie sich beobachten, können sie artig sein. Schließlich gewinnt die brutale Natur die Oberhand, sie äußert sich in Schmähungen und endet mit Thätlichkeiten, wie wir deren ja heute wieder eine in unserem Bade erlebt haben."

„Liebste Schwiegermama, Sie sind schlimmer als der grausamste Staatsanwalt. Weil ich gestern Abend nicht zum Thee gekommen bin, deswegen bin ich womöglich capabel, meine künftige Frau zu vergiften. Und wenn nun mein Richterscheinen gerade mit dem hier verübten Verbrechen zusammenhinge, was würden Sie dann sagen?" rief Reinhard triumphirend.

„Dann würde ich mich wundern," versetzte die Rätthin sehr ruhig, „wie Sie am Abend theilhaftig sein können an einem Verbrechen, das erst in der Nacht rufbar geworden ist."

„Das ist richtig," versetzte der Assessor gutmüthig, „dagegen läßt sich nichts sagen. Nun, liebste Schwiegermama, noch einmal, lassen Sie die Sache gut sein. Heute Abend bleibe ich bei Ihnen und trinke Thee mit

Ihnen und komme so früh wieder, daß Sie nicht zu besorgen haben, der allzu starke Thee würde diesmal Ihre Nachtruhe stören.“

„Bei alledem hast Du mir noch immer nicht gesagt,“ versetzte Hannchen wiederum, „wo Du gestern Abend gewesen bist.“

* * *

Inzwischen war vom Untersuchungsrichter nach der Vernehmung des Lieutenants v. Dambach festgestellt, daß der Streit mit Herrn v. Klattau entstanden war wegen einer Frau Baronin Esther v. Schildlein, von welcher Dambach behauptete, daß sie gestern Abend in Eisenbronn gewesen sei, während Klattau dies energisch bestritten hatte. Herr v. Dambach wiederholte, was er Curt gegenüber bereits gesagt hatte, daß er dieser Dame in der Abendstunde begegnet sei. Sie habe zwar einen dichten Schleier vorgehabt, aber ihre schlanke Figur sei so auffällig, daß er sie trotzdem sehr wohl erkannt habe. Die Beschreibung, welche er von ihr machte — er schilderte sie als eine sehr schöne, etwa achtundzwanzig Jahre alte Dame mit langen wallenden hellblonden Locken, schlank und edel gebaut — stimmte genau auf die geheimnißvolle Fremde, welche in der Reichskrone logirt hatte. Es wurden sofort alle nöthigen Schritte gethan, um dieser Dame habhaft zu werden, und schon am folgenden Tage traf eine Depesche ein, daß eine Dame, auf welche die gegebene Beschreibung ganz genau passe, in Frankfurt verhaftet worden sei.

Während die Zeit hatte Curt zu wiederholten Malen Verhöre zu stehen gehabt. In den Augen des Untersuchungsrichters galt seine Mitschuld geradezu als erwiesen. Zu den verdächtigen Momenten, welche derselbe früher aufgeführt hatte, waren noch zwei ore und die wichtigsten hinzuge treten. Der Schlüssel war in demselben Hotel gefunden worden, in welchem Curt den Abend verbracht hatte; es war also wahrscheinlich, daß Curt denselben der muthmaßlichen Mitschuldigen übergeben, und daß diese in der Aufregung den Schlüssel im Glauben, es sei der Schlüssel zu ihrem Zimmer, in der Portierstube angehängt hatte. Sodann aber war es als sehr gravirend bezeichnet worden, daß Curt die Anwesenheit der Frau Baronin v. Schildlein in Abrede zu stellen versucht hatte, und zwar mit einer Lebhaftigkeit, welche Allen, die Zeugen des Auftritts zwischen ihm und Dambach gewesen waren, in hohem Grade aufgefallen war. Verdächtig endlich erschien Curt's Benehmen seit dem Augenblicke seiner Verhaftung. Er war völlig in sich vertieft und setzte allen Fragen des Untersuchungsrichters das hartnäckigste Schweigen entgegen. Seit seiner unmittelbar nach der Verhaftung abgegebenen Erklärung, daß der auf ihn gelenkte Verdacht vollständig grundlos sei, daß er gleichwohl sich nicht berechtigt glaube, denselben durch Denunciation einer möglicher Weise unschuldigen Persönlichkeit von sich abzuwälzen, hatte er außer der mehrmals wiederholten Bitte, man möge ihn zufrieden lassen, kein Wort gesprochen und selbst, als ihm der Untersuchungsrichter im letzten

Verhör mit einem gewissen Effe den Namen der Baronin v. Schildlein genannt sie, seine Theilnahmlosigkeit bewahrt. Aber nicht nur in den Augen des Untersuchungsrichters, auch in den Augen des Publicums galt Curt zum Mindesten als Mitschuldiger, wenn nicht gar als der Alleinschuldige an der Ermordung der Frau. An die Möglichkeit eines Selbstmordes dachte man gar nicht mehr. Man fragte sich nicht, wie es möglich sei, eine Frau, welche im Besitze ihres gesunden Verstandes ist, zu bewegen, einen Brief zu schreiben wie den, welcher bei der Entkleidung der Leiche gefunden worden war. Ein Verbrechen, und noch dazu ein mit teuflischem Geschick vorbereitetes und durchgeführtes Verbrechen schien dem Geschmack der großen Masse weit mehr zu behagen, als die näher liegende Deutung, daß der Brief in der That die Wahrheit enthalte. Völligen Aufschluß erwartete man von der schon für den nächsten Tag bevorstehenden Ankunft der Frau v. Schildlein, die sofort mit den Herren v. Klattau und v. Dambach und dem Kellner aus der Reichskrone confrontirt werden sollte.

* * *

Der junge Untersuchungsrichter Hocker war ein leidenschaftlicher Jurist. Er hatte bisher noch nicht Gelegenheit gefunden, sein Licht in einer cause célèbre leuchten zu lassen, und gerade deswegen interessirte ihn der vorliegende Fall ganz ungemein, um so mehr, als er seinem Scharfsinn es zuschrieb, daß die Sache überhaupt crimi-

nalrechtlich geworden war. War er es nicht gewesen, der den verhängnißvollen Hörfehler in dem Briefe der Frau Baronin entdeckt hatte? Und war nicht dieser Fehler die Veranlassung dazu gewesen, daß in ihm der Verdacht eines Mordes aufgestiegen war? Die Sache ging ihm so durch den Kopf, daß er seit dem Tage der Verhaftung des Barons v. Klattau den gewohnten gesellschaftlichen Verkehr ganz gemieden und sich ausschließlich mit dem wahrscheinlichen Mord beschäftigt hatte, immer darauf bedacht, neue Momente zu finden, welche geeignet erscheinen möchten, ein schwaches Licht über die dunkle That zu verbreiten. Aber je mehr er nachdachte, desto mehr verstrickten sich seine Gedanken zu einem unentwirrbaren Knäuel, und namentlich war es ein Punct, über den er noch immer nicht hinwegkommen konnte: wie war es möglich gewesen, welche Zwangsmittel waren angewendet worden, um die Frau Baronin zu veranlassen, einen solchen Brief zu schreiben?

Er mußte sich sagen, daß die Zeiten, wo der Secretair Wurm der geängstigten Louise ein derartiges Billet in die Feder hatte dictiren können, vorüber seien. Und dies war auch nur eine Dichtung, während es sich hier nicht um das Trauerspiel „Kabale und Liebe“, sondern um reelle Thatsachen handelte. Er war aufs Aeuerste gespannt, die Dame, welcher das Verbrechen zur Last gelegt wurde, zu sehen. Er lief auf den Bahnhof, um sich zu erkundigen, wann der Zug ankommen würde, welcher die Beschuldigte nach Eisenbronn führen sollte. Es war spät geworden. In dem herrlichen Sommerabende

ergingen sich die Gurgäste; vom Gurgarten her erklangen die Töne eines vortrefflichen Orchesters, Alles war heiter und guter Dinge. Hocker ging mit gefurchter Stirn, ohne sich nach rechts und links umzusehen, ohne der rauschenden Toiletten, welche an ihm vorüberzogen, zu achten, dem Bahnhof zu. Der Gedanke, daß er möglicher Weise einen Unschuldigen der Freiheit beraubt habe, einen Mann, der durch das Vorgefallene schon herbe genug gestraft war, beschäftigte ihn unablässig. Auf ihm lastete das bedrückende Gefühl der Verantwortlichkeit, welche er auf sich genommen hatte, und dies verdarb ihm die reine Freude an der dankbaren Aufgabe, die er als Jurist zu lösen hoffte. Klattau hatte auf ihn den Eindruck eines ehrlichen und offenen Mannes gemacht, und Hocker gehörte auch nicht zu denjenigen Juristen, die in jedem Menschen, mit dem sie in amtliche Berührung kommen, einen Verbrecher wittern. Auf der andern Seite aber erschienen ihm auch die Umstände, unter welchen der Tod der Frau Baronin erfolgt war, so seltsam, daß er sich über die angeordnete Verhaftung, welche vom Gericht überdies sofort bestätigt worden war, frei von jedem Vorwurf fühlen durfte.

Hocker war in recht verdrießlicher Stimmung, als er auf dem Bahnhof ankam. Man sagte ihm, daß der Zug, den er erwarte, Morgens gegen sieben Uhr eintreffen würde. Diese Zeit erschien ihm fast zu lang; er war zum ersten Mal in seinem Leben ungeduldig. Er ging wieder die schöne, mit rauschenden Linden bepflanzen Allee zurück, machte noch einen Gang durch

den Gurgarten, welcher trotz der vorgerückten Abendstunde noch lebhaft besucht war, und wollte nach Hause gehen, als er von Herrn v. Dambach, der mit den beiden Schauspielerinnen im Gurgarten sich erfrischte, begrüßt wurde. Der Lieutenant fragte Herrn Hocker, ob er nicht ein wenig Platz nehmen wollte, und Hocker, dem es sehr angenehm war, seinen einsamen Grübeleien etwas entrisen zu werden, nahm die Einladung an und setzte sich zu der kleinen Gesellschaft. Es währte nicht lange, so war, obwohl man sichtlich zu vermeiden schien von dem Tode der Frau Baronin zu sprechen, derselbe dennoch der Gegenstand des Gesprächs geworden.

„Wissen Sie, Herr Assessor,“ sagte Fräulein Dorn, „ich verstehe freilich von der ganzen Sache so gut wie gar nichts, aber Eins steht für mich fest: Herr v. Klattau ist an der ganzen Sache unschuldig. Sie brauchen nicht zu lachen, das ist meine Ueberzeugung. Ich halte auch nicht viel von den Männern, aber einen Mann, der so schlecht wäre seine Frau zu vergiften und nachher ganz gemüthlich mit uns zu soupiren, ohne daß er im Mindesten Aufregung oder Unbehagen verriethe, einen so schlechten Mann giebt's nicht. Das ist meine Ansicht. Denn der Mord, wenn es ein Mord ist, muß ja vor unserem Souper stattgefunden haben, wenn, wie in der Zeitung steht, der Doctor schon in frühester Morgenstunde die Leiche kalt und starr gefunden hat. Ich habe schon zu Dambach gesagt, ich glaube, die hohe Justiz täuscht sich.“

So unbedeutend auch diese Worte waren, sie machten

merkwürdigerweise auf Hocker einigen Eindruck. Dam-
bach, der dies bemerkte, gab dem Gespräch schnell eine
andere Wendung und suchte die Tactlosigkeit der Schau-
spielerin dadurch wieder gut zu machen, daß er über das
Theater, über die neuen Strauß'schen Walzer und ähn-
liche unverfängliche Themata die interessantesten Mit-
theilungen machte. Aber die Unterhaltung kam beständig
ins Stocken; der eine Punct, über den man nicht reden
wollte, beschäftigte die Gemüther, und es war nicht mög-
lich, anderen Gegenständen irgend welches Interesse ab-
zugewinnen.

Hocker war es selbst, der die Unterhaltung auf den
geheimnißvollen Todesfall zurücklenkte. „Was nützt
es,“ sprach er, „daß wir gegenseitig uns abquälen, eine
Sache zu verschweigen, die uns Allen auf der Seele
liegt. Das Gericht ist jetzt geschlossen, ich bin im Cur-
garten und nicht mehr Untersuchungsrichter, wir können
über die Sache ja ganz ruhig sprechen. Und es wird
mir sogar angenehm sein, eine unbefangene Meinung
darüber zu hören. Ich kann nicht umhin, anzuerkennen,
daß mich selbst gewichtige Zweifel an der Schuld des
Verhafteten erfaßt haben; aber wie die Sache liegt,
schien es mir doch geboten, zur Verhaftung des Herrn
v. Klattau schreiten zu müssen. Ich kann Ihnen das nicht
ausführlicher auseinandersetzen, aber Sie dürfen versichert
sein, daß ich mit aller Vorsicht zu Werke gegangen
bin. Ich hoffe, daß die Ankunft der Frau Baronin
v. Schildlein Alles aufklären wird. Wo haben Sie denn

die Dame kennen gelernt?" fragte er, zu Herrn v. Dambach gewendet.

„Ich habe sie früher auf der Bühne gesehen. Sie war eine mittelmäßige Schauspielerin, aber sie galt allgemein als eine der geistreichsten Damen der Residenz. Damals war sie eine blendende Schönheit und die Majestät ihrer Erscheinung imponirte. Sie wurde von allen möglichen Anbetern umschwärmt, und trotzdem und obwohl sie in ihrer exponirten Stellung als Schauspielerin allen Pfeilen der Verleumdung ausgesetzt war, erfreute sie sich eines vortrefflichen Rufes. Nur Klattau, munkelte man, sollte sich ihrer Bevorzugung erfreuen; wie weit aber ihre Gunstbezeugungen gingen, weiß ich nicht, konnte überhaupt Niemand sagen. Alle guten Witze, welche damals die Kunde machten, wurden auf ihr Conto gesetzt, alle geistreichen Sticheleien, die man sich erzählte, sollten von ihr herrühren, kurzum, sie war auf dem besten Wege schnell Carriere zu machen, als sie eines Tages verschwand. Später tauchte sie an einem kleinen Hoftheater auf, und dort hat sie einige Jahre zugebracht. Ich selbst habe sie ganz aus den Augen verloren, nur hörte ich zufällig, daß sie sich jetzt Baronin v. Schildlein nennen dürfe. Ob es ihr gelungen ist, in ihren Familienpapieren den Nachweis zu erbringen, daß sie aus dem Stamme derer v. Schildlein ist, weiß ich nicht; kurz und gut, sie führt diesen Titel und er ist ihr niemals bestritten worden. Ich habe sie an dem ihr eigenthümlichen etwas schleppenden Gange, welcher mir früher schon an ihr auffiel, sofort erkannt. Außer-

dem ist sie auch so groß, daß ihre Erscheinung überall Aufsehen erregt. Sie werden sie ja morgen sehen. Nehmen Sie sich vor ihr in Acht, lieber Assessor, es ist ein ganz eigenthümliches Geschöpf, und hinter dem bleichen Antlitz und der kalten Stirn brennt die Gluth einer wilden Leidenschaft."

„Mir wird sie nicht gefährlich werden,“ versetzte der Assessor Hocker lächelnd, „ich bin wirklich sehr begierig, diese eigenthümliche Dame in ihrer jetzigen eigenthümlichen Lage kennen zu lernen.“

Die Musik verstummte, der Gurgarten leerte sich immer mehr und mehr, die geschäftigen Kellner drehten die Gasflammen aus und stellten die Stühle zusammen. Es war nicht mehr weit von Mitternacht entfernt. Hocker verabschiedete sich von der Gesellschaft und begab sich nach Hause.

Der Gedanke an die für den nächsten Morgen bevorstehende Vernehmung der Frau v. Schildelein verließ ihn nicht einen Augenblick. Er schloß damit ein, und als er am andern Morgen geweckt wurde, war es wieder sein erster Gedanke.

* * *

Hocker hatte eine schlechte, unruhige Nacht verbracht und im Halbschlaf die Procebur noch einmal durchgemacht und in abenteuerlichster Weise fortgesetzt. Der Kopf that ihm weh, als er den Weg nach dem Gericht einschlug, und seltsam — das Herz klopfte ihm stärker als gewöhnlich, als er dem Gerichtsdiener den Befehl

gab, die Verhaftete vorzuführen. Als er wenige Minuten darauf den schweren Tritt des Gerichtsdieners und das Klauschen eines Kleides an seiner Thür hörte, wurde er leichenbläß. Er begriff sich selbst nicht mehr. „Lächerlich,“ schmolte er zwischen den Zähnen, über seine eigene Schwäche lächelnd, richtete sich in seinem Stuhl so würdevoll wie möglich auf und warf einen amtlich ernstern Blick nach der Thür. Diese wurde geöffnet und die Angeschuldigte erschien vor ihm.

Hocker sah sie scharf und prüfend an. Er fühlte sich wirklich bewegt durch die majestätische Schönheit der Dame, welche auf seine Handbewegung hin näher trat und sich ihm gegenüber auf einen Stuhl niederließ. Wenngleich die erste Jugendfrische geschwunden war, so war das Gesicht der Frau von Schilblein dennoch von wunderbarer Schönheit. Die ruhige, gedankenklare Stirn, die feingeschnittene Nase, der zwar nicht kleine, aber edel geformte Mund mit rosigen Lippen und das runde, energische Kinn zeigten geradezu classisch reine Linien; das graublaue Auge war ausdrucksvoll und groß, die üppi-gen, aschblonden Haare von matter Färbung rahmten den schmalen Kopf mit langen natürlichen Locken ein. Die Baronin war sehr groß und schlank, die ganze Erscheinung machte wegen des herrlichen Ebenmaßes in den Verhältnissen einen imponirenden Eindruck. Wenn man sie betrachtete, konnte man sich denken, daß sie zum Herrschen geboren war. Sie war sehr elegant, aber ebenso einfach, ganz in Schwarz gekleidet; von der Reise schien sie etwas ermüdet zu sein, das Auge hatte wenig-

stens einen gleichgültigen, ganz erschlaferten Ausdruck angenommen, der ihm jedenfalls nicht natürlich war.

Hocker wollte eben die Vernehmung mit den üblichen Formalitäten einleiten, als die Baronin das Wort ergriff: „Mein Herr,“ sprach sie, und ihre zitternde, klangvolle Stimme verrieth die Aufregung, in welcher sie sich befand, und der gedämpfte Ton derselben zeigte, wie sie sich zu beherrschen suchte, „mein Herr, ich habe mich bitter zu beklagen. Ich kenne Eure Gesetze nicht, habe mich auch niemals darum gekümmert; wenn Eure Gesetze Euch aber das Recht geben, zu thun, was Ihr gethan habt, so sind sie elend; wenn Ihr die erste beste anständige Dame in der Weise behandeln dürft, wie ich es habe erdulden müssen, so ist es infam. Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, mein Herr, habe deshalb auch keinen Grund, an Ihrer Ehrenhaftigkeit zu zweifeln, und deswegen werden Sie mir beistimmen müssen, wenn ich Ihnen sage, daß man mich gestern auf einen beliebigen Tisch hin von der Table d'hôte im Hotel zum Scandal der Menschheit weggeholt, daß man mich auf mein Zimmer gebracht und bewacht hat, als wäre ich eine Verbrecherin, daß man mich in der Gesellschaft zweier nach Tabak und Alkohol duftenden Individuen wie ein lebloses Collo verladen und hierher befördert hat. Alles das, ohne mir auch nur einen Grund für dieses mehr als seltsame, erbärmliche und unwürdige Verfahren anzugeben! Was haben Sie mich zu vernehmen, als hätte ich einen Mord verübt? Ich bin freilich nur ein Weib, aber das schwöre ich Ihnen zu, Diejenigen,

welche die Verantwortlichkeit für die Beraubung meiner Freiheit zu tragen haben, sollen noch ein Wörtchen von mir zu hören bekommen; und ohne zu wissen, wer diese Subjecte sind, bezeichne ich sie ganz einfach als Elende."

„Beruhigen Sie sich, Madame," nahm Hocker das Wort, „wenn Ihnen Unrecht geschehen ist, so seien Sie versichert, daß es wieder gut gemacht werden wird."

„Haha! Womit wollen Sie es denn gut machen? Dazu haben Sie gar nicht die Macht in den Händen!" rief die Baronin leidenschaftlich und ein bitteres Lächeln spielte um ihren Mund. „Was sind das für traurige Phrasen vom „Wiedergutmachen"! Der gute Ruf der Frau ist wie die Blume, mein Herr! einmal geknickt erblüht er nicht wieder."

„Aber mäßigen Sie sich doch," beschwichtigte Hocker nochmals.

„Ich mich mäßigen?" schrie die Baronin immer leidenschaftlicher. „Ich soll wohl gar noch die hohen Herren, die mich mißhandelt haben, um Vergebung bitten? Man hat mich niederträchtig, ich wiederhole es, niederträchtig behandelt, ohne irgend einen Grund! Und da reden Sie von Mäßigung? Wer sind Sie denn, der Sie so mit mir sprechen?"

Hocker bemerkte zu seinem Schrecken, daß ihm die Herrschaft, deren er in seiner Stellung bedurfte, schon nach den ersten Worten der Baronin aus den Händen gerungen war. Er hatte sich noch nie in einer solchen Verlegenheit befunden wie jetzt. Es widerstrebte ihm,

barsch und rücksichtslos der Dame gegenüber aufzutreten. Er versuchte es noch einmal in Güte.

„Frau Baronin,“ sagte er langsam mit freundlichem Ausdruck, „wenn wir so fortfahren, wie wir begonnen haben, kommen wir nicht vom Fleck und Sie selbst verlängern die Situation, über die Sie sich beklagen. Ich begreife Ihre Aufregung, begreife sie besonders, wenn Sie sich unschuldig fühlen. Aber Ihr Gefühl allein entscheidet hier nicht, Ihre Unschuld muß festgestellt werden. . . Bitte, lassen Sie mich aussprechen! . . . Ich ersuche Sie also in Ihrem eigenen Interesse, sich darauf zu beschränken, mir auf meine Fragen zu antworten. Wenn Sie fortfahren in dem Tone zu sprechen, wie Sie gesprochen haben, so bin ich genöthigt, das Verhör abzubrechen und einen günstigeren Augenblick abzuwarten. Ihnen selbst wird ja auch auf alle Fälle daran gelegen sein, daß die Sache sobald als möglich geklärt wird.“

„Sie haben Recht,“ versetzte die Baronin scharf, „Sie können mich noch einmal einsperren lassen, ich weiß es. Fragen Sie, ich werde antworten!“

Hocker blätterte in seinen Acten und begann also: „Am 5. August Morgens ist im Hotel zum Schwan die Leiche der Frau Baronin v. Klattau gefunden worden. Das Leben derselben ist durch Gift zerstört. Die außergewöhnlichen Umstände, durch welche dieser Tod erfolgt ist, haben der Justiz den Verdacht genöthigt, daß es sich hier um einen Mord handelt, welchen der Mörder oder die Mörderin in geschickter Weise als einen Selbstmord darzustellen versucht hat. Der Tod

der Frau Baronin v. Klattau hat nach den Angaben der Sachverständigen am Abend des 4. stattgefunden . . .“

„Sie erzählen mir da lauter bekannte Sachen,“ versetzte die Baronin, „das steht ja längst in den Zeitungen.“

„Sie haben also aus den Zeitungen Kunde davon erhalten?“

„Nein, ich wußte es auch so.“

Hocker betrachtete die Baronin. Sie verrieth äußerlich nicht die mindeste Aufregung bei diesen Worten.

„So,“ versetzte er bedächtig. „Waren Sie am 4. August in Eisenbronn?“

„Jawohl.“

„Wo sind Sie abgestiegen?“

„Im Hotel zur Reichskrone.“

„Haben Sie die Frau Baronin besucht?“

„Jawohl.“

„Und zu welchem Zwecke?“

Die Baronin schwieg.

„Da Sie nur zwei Stunden in Eisenbronn gewesen sind, so scheint Ihr Aufenthalt hier gar keinen andern Zweck gehabt zu haben, als den, die Frau Baronin zu sehen.“

„Das ist richtig. Wir waren übereingekommen, daß wir uns am 4. August in Eisenbronn treffen wollten.“

„Wußte der Herr Baron etwas davon?“

„Keine Sylbe, ich schwöre es bei Gott!“ rief Frau v. Schildlein, und ihre Augen leuchteten auf. „Was wir untereinander abzumachen hatten, duldet nicht das

Mitwissen eines Dritten. Und da Sie nun einmal genug erfahren haben, sollen Sie auch Alles erfahren. Ich bezweifle freilich, daß ich hier das wahre Verständniß finden werde, aber was ich sage ist wahr, so sonderbar es auch erscheinen mag. Wissen Sie, mein Herr!" rief die Baronin, während sie ihr Taschentuch krampfhaft zusammenballte, um das Zittern ihrer Hände zu verbergen, „wissen Sie, wessen ein liebendes Weib fähig ist?" Die Thränen traten ihr in die Augen, ihr Busen wogte und die Stimme versagte ihr. Sie bedeckte ihre Augen und schluchzte bitterlich.

„Aber Madame," sprach Hofer wieder besänftigend.

„Ach, lassen Sie mich mit Ihrer verwünschten Mäßigung zufrieden!" schrie Esther, während sie aufsprang und sich die Augen trocknete. „Es ist ja Wahnsinn, von mir zu verlangen, daß ich vor verknöcherten Bureaumenschen erzählen soll, was sie gar nicht verstehen können. Begreifen Sie denn nicht, Unglücksmensch, daß Sie das Unmögliche von mir verlangen? Das süßeste und schmerzlichste Geheimniß meines Herzens soll ich amtlich protokolliren lassen? Ich dünkte doch, Sie hätten mich genug gedemüthigt. Die Zumuthung, mich selbst zu erniedrigen, übersteigt das Maß des Erlaubten. Und Gottlob, so weit reicht Ihre Macht doch nicht, um mich dazu zu bewegen!! Sperren Sie mich ein, meinetwegen, machen Sie, was Sie wollen! So schwer ich auch mißhandelt werden mag, seien Sie versichert, daß ich nicht mit Ihnen tauschen möchte, der Sie kaltblütig den Befehl geben, ein armes Weib, das Ihnen nichts

gethan hat, auf die grausamste Weise bloßzustellen. Bekümmere ich mich um Ihre Geheimnisse? Frage ich Sie nach Ihren Puzmacherinnen? ... O Gott! o Gott! Womit habe ich das verdient?" Die Baronin warf sich wieder auf den Stuhl nieder und verbarg ihr im Schmerz doppelt schönes Gesicht.

Hocker war wirklich gerührt. Es kostete ihn nicht geringe Ueberwindung, seine Erregung zu beherrschen. Sicherlich wäre er in diesem Augenblick lieber tröstender Freund als Untersuchungsrichter gewesen. „Wenn ich Sie nur davon überzeugen könnte, gnädige Frau," sagte er so wohlwollend wie möglich, „daß Ihnen Ihre Aufregung weit mehr schadet als nützt. Ich will Ihnen die Sache bequem machen. Ich errathe, was Sie verschweigen wollen. Sie behaupten, hierher gekommen zu sein, um mit der Frau Baronin v. Klattau eine Sache zu erledigen, die keinen Zeugen duldet, wie Sie sagen. Sie behaupten ferner ..."

„Ich behaupte gar nichts, Herr Inquisitionsrichter — so heißen Sie doch wohl?"

„Noch einmal ersuche ich Sie," nahm Hocker wieder das Wort, „sich darauf zu beschränken, mir zu antworten, Frau Baronin. Sind Sie hierher gekommen, um mit Frau v. Klattau ein sogenanntes amerikanisches Duell auszumachen."

Frau v. Schildelein schwieg einige Secunden, darauf richtete sie ihr großes Auge auf den Untersuchungsrichter, der ihren Blick kaum zu ertragen vermochte, und antwortete sehr fest: „Ja."

„Nun,“ versetzte Hocker, „so werden Sie es doch selbst auffällig finden, daß das Duell, sobald das Loos gefallen war, auch entschieden worden ist.“

„Ich finde es nicht nur auffällig, ich finde es unverzeihlich.“

„Bei diesen Duellen,“ fuhr Hocker fort, ohne auf die letzten Worte zu achten, „scheint es immer als selbstredend betrachtet zu werden, daß Derjenige, welchen das unheilvolle Loos trifft, den Namen des Gegners verschweigt. Nun hätte das Verschweigen aber sehr gut erreicht werden können, wenn sich Frau Baronin v. Klattau einige Tage später und vielleicht an einem andern Orte das Leben genommen hätte.“

„Gewiß hätte das geschehen können!“ rief Frau v. Schildelein wieder dazwischen. „Frau v. Klattau hat allerdings in dem wesentlichen Punkte Wort gehalten, aber sie ist dennoch wortbrüchig aus der Welt geschieden, als Denunciantin.“

„Wieso als Denunciantin?“ fragte Hocker aufmerksam.

„Nun, Sie haben es ja eben selbst gesagt; weshalb hat sie kaum abgewartet, bis ich den Rücken wendete, um sich den Tod zu geben? Weshalb ließ sie nicht die drei Tage Frist verstreichen? Weshalb kehrte sie nicht nach Hause zurück, um dort das Werk auszuführen? Weshalb, mit einem Worte, lenkte sie die Augen der Justiz auf ihre ehrliche Gegnerin, die, wenn sie das Loos getroffen hätte, wahrlich anders zu Werke gegangen wäre!“

„Also Sie wußten nicht,“ fragte Hocker, „daß sich Frau v. Klattau noch an demselben Abend den Tod geben wollte?“

Die Baronin schwieg wieder eine kurze Pause und sprach dann: „Wie sollte ich es wissen? Ich hatte keine Ahnung davon.“

„Weshalb haben Sie denn den Schlüssel abgezogen?“ fragte Hocker anscheinend ruhig.

„Welchen Schlüssel?“

„Den Schlüssel zum Zimmer der Frau Baronin v. Klattau.“

„Ich habe ihn meines Wissens nicht abgezogen.“

„Aber er ist in dem Hotel zur Reichskrone gefunden worden und zwar an dem Nagel, an welchem der Schlüssel hängen sollte, welcher die Thür zu dem von Ihnen bewohnten Zimmer in der Reichskrone schließt.“

Frau v. Schildlein schien etwas überrascht zu sein; sei es, daß sie die Sache wirklich nicht verstanden hatte, sei es, daß sie Zeit gewinnen wollte — sie antwortete nicht, sondern sagte zum Untersuchungsrichter: „Erzählen Sie mir das noch einmal, ich habe es gar nicht verstanden. Ich bin so verwirrt. Was ist das für eine Geschichte mit dem Schlüssel?“

Hocker wiederholte, daß der Schlüssel aus dem Hotel zum Schwan in das Hotel zur Reichskrone gelangt sei und daß deshalb angenommen werden müsse, daß sie selbst, von der allein nachgewiesen worden, daß sie am Abend des 4. August in beiden Hotels gewesen sei, den Schlüssel mitgenommen habe.

„So,“ versetzte die Baronin, „möglich ist es, ich weiß es aber nicht. Sie können sich denken, daß man nach einer Scene, wie ich sie mit der Baronin v. Klattau hatte, seine fünf Sinne nicht beisammen hat. Ich war sehr erregt, es ist möglich, daß ich den Schlüssel in Gedanken abgezogen und in meinem Hotel fälschlich abgegeben habe, ich weiß es nicht. Ich wiederhole es, ich bin mir dessen nicht bewußt, aber ich stelle es auch nicht in Abrede; es kann sein.“

Hocker nickte befriedigt mit dem Kopfe. „Sehen Sie, Frau Baronin, wenn Sie ruhig sind, kommen wir viel schneller zum Ziel. Jetzt haben wir nur noch einen Punkt zu erledigen und dann können wir heute die Sache abschließen. Ich meine den Brief.“

Hocker sah bei den letzten Worten, die er sehr scharf sprach, die Baronin fest an. Sie suchte unmerklich, aber auch diese Bewegung entging dem Auge des Untersuchungsrichters nicht. „Nun, was haben Sie mir darüber zu sagen?“

„Worüber?“ fragte die Baronin. „Wovon sprechen Sie denn, ich verstehe gar nicht. Was ist das wieder für ein Geheimniß?“

„Nun, ich meine den Brief,“ wiederholte Hocker, „Sie werden doch davon gehört haben?“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen.“

„Aber besinnen Sie sich doch, gnädige Frau, es steht ja in allen Zeitungen. Es ist ein Brief bei der Leiche der Frau v. Klattau gefunden worden; haben Sie davon nichts gehört?“

Die Baronin schwieg.

„Das kann Ihnen doch sicherlich kaum entgangen sein, da gerade Sie an allen Einzelheiten, welche über den Tod veröffentlicht worden sind, gewiß ein besonderes Interesse haben nehmen müssen?“

„Ich weiß von keinem Briefe.“

„Sonderbar,“ sprach Hocker, während er an der Feder kaute. „Also ist es Ihnen nicht bekannt, daß bei der Frau Baronin ein Brief gesunden ist?“

„Ich wußte nichts davon, aber ich habe es als selbstredend vorausgesetzt.“

„Sehr wohl,“ versetzte Hocker, „der Brief ist aber ganz eigenthümlich. Er ist von einer Wildheit im Ausdruck, von einer theatralischen Gluth, welche dem ganzen Wesen der Frau v. Klattau sehr fern lag. Schon dies hat zu der Vermuthung geführt, daß der Brief, wenn er auch von der Hand der Frau Baronin geschrieben ist, doch ein untergeschobenes Nachwerk sei.“

Frau v. Schildlein hörte diese Worte ruhig mit an. Keine Fieber bewegte sich an ihr. „Und diese Vermuthung,“ fuhr Hocker fort, „ist zur Gewißheit geworden dadurch, daß in dem Briefe sich ein Fehler findet, welcher sich nur daraus erklären läßt, daß der Brief dictirt ist, und daß die Schreiberin ein Wort mißverstanden hat.“

Frau v. Schildlein saß noch immer wie versteinert. Sie hielt den Athem an, preßte die Zähne aufeinander und blickte unverwandt den Untersuchungsrichter an. Hocker schwieg. Er wartete offenbar auf Antwort. Frau

v. Schildlein machte noch immer keine Bewegung. Nach längerer Pause sagte sie:

„Nun weiter.“

„Das Weitere verlange ich von Ihnen zu hören.“

„Mein Herr, Sie sehen mich bestürzt,“ antwortete schließlich die Frau Baronin, „Sie erzählen mir da Dinge von Schlüsseln und Briefen, von denen ich keine Ahnung hatte. Ich weiß also auch nicht, was ich Ihnen darauf antworten soll. Ich weiß nur, daß ich seit vierzehn Stunden auf das Schändlichste geplagt und gepeinigt werde.“

Allmählich belebte sich wieder der Blick der Frau Baronin, der während der letzten Fragen erlöschen zu wollen schien. Ihre Stimme, die unsicher geworden war, gewann ihren vollen Klang wieder, die Leidenschaftlichkeit, welche sie unterdrückt hatte, brach wieder hervor. „Ist es denn noch nicht genug der Grausamkeit, noch nicht genug der Qualen? Wollen Sie mich denn geradezu wahnsinnig machen? Wollen Sie aus einer Summe von Zufälligkeiten vielleicht gar herausklügeln, daß ich die Mörderin sei? Nun, so sagen Sie es offen heraus! Was soll denn das unsinnige Gefrage? Was bezwecken Sie mit meinen Antworten? Wünschen Sie mich verwirrt zu machen, um aus den Worten, die ich in meiner Verwirrung hervorstammle, die Kette zu schmieden, an die Sie mich legen wollen? Fragen Sie nur fort, es wird Ihnen gelingen. Ich fühle es schon, daß ich halb verrückt bin.“

„Wieder die alte Leidenschaftlichkeit. Beherrschen

Sie sich, Frau Baronin. Sie fördern Ihre Sache durch excentrisches Gebaren wirklich nicht."

„Das nennt der Mensch excentrisch! Wer mit Füßen getreten wird und sich dagegen revoltirt, der ist excentrisch. Wer auf die Folter gespannt wird und einen Jammersehrei ausstößt, der ist excentrisch. Wer . . ."

„Verzeihung, Frau Baronin, haben Sie der Frau Baronin v. Klattau den Brief dictirt? Ja oder Nein."

„Nein!" rief Esther mit einem Pathos, welches an ihre frühere Laufbahn erinnerte.

„Nun," entgegnete Hocker sehr ruhig, „das ist ja Alles, was ich wissen wollte. In diesem Falle wird also der Brief, der unzweifelhaft dictirt ist, von Herrn v. Klattau selbst dictirt sein, und wir haben wohl gethan, seine Verhaftung anzuordnen."

Bei diesen Worten sprang Esther auf wie eine verwundete Löwin. „Was sagen Sie da?" rief sie mit donnernder Stimme, „Klattau verhaftet?! Ist das wirklich wahr? Als ich diese ganz unglaubwürdige Nachricht las, glaubte ich nicht daran; sie erschien mir ganz undenkbar. Und das Dementi folgte der Nachricht ja auf dem Fuße."

„Dieses Dementi war unbegründet. Herr v. Klattau ist allerdings verhaftet worden."

„Mensch, machen Sie mich nicht rasend!" rief die Baronin. „Und er ist noch verhaftet? O Gott! O Gott! Wollen Sie mich denn um's Leben bringen? So antworten Sie mir doch! Wenn Sie ein Herz im Leibe

haben, so beschwöre ich Sie, lassen Sie ihn frei. Er ist unschuldig wie ein Kind. Und der Aermste ist der Freiheit beraubt — meinetwegen! Ich will ja Alles sagen, was Sie wollen, nur sorgen Sie, daß ihm kein Unrecht geschieht. Ich war aufgeregt, ich will milde sein. Ich will thun, was Sie wollen. Ich will mich nicht beklagen, aber ich bitte Sie kniefällig, sorgen Sie dafür, daß Herr v. Mattau aus der gräßlichen Lage befreit wird. Was liegt an mir? Machen Sie mit mir, was Sie wollen, werfen Sie mich in den Kerker ohne Licht, ohne Luft, nur geben Sie ihm die Freiheit! Ich schwöre Ihnen zu, er ist unschuldig.“

„Nicht in meiner Hand,“ versetzte Hocker, „liegt die Freiheit des Herrn v. Mattau. In Ihrer Hand liegt sein Untergang oder seine Rettung.“

„Was soll ich denn thun? Ich will ja Alles thun.“

„Sie sollen die Wahrheit sagen.“

„Ich habe stets die Wahrheit gesagt. Soll ich sagen, daß der Brief von mir dictirt sei?“

„Wenn dies der Fall ist, ja.“

„Und wird ihn das retten? Ich verstehe ja nichts von alledem.“

„Es würde seine Lage wenigstens bessern.“

„Nun wohl, ich habe den Brief dictirt.“

„Ist das wahr?“

„Ja, wahrhaftig es ist wahr!“

„Weshalb haben Sie es denn vorhin verschwiegen? Und warum haben Sie denn vorhin das Gegentheil mit denselben Beteuerungen behauptet?“

„Weil ich eingeäschert, weil ich halb verrückt war. Sie fragen die Kreuz und Quer mit solcher Beharrlichkeit, daß man sich in Widersprüche verwickeln muß. Wird er nun frei kommen? Ach ja, jetzt fällt mir ein, weshalb ich sagte, ich hätte nichts von dem Briefe gewußt: ich fürchtete, daß könnte den Verdacht auf mich lenken, den ich bei Gott nicht verdiene, und deswegen war ich so thöricht und stellte den ganzen Brief in Abrede. Wird Klattau nun entlassen?“

„Es handelt sich jetzt nicht um Herrn v. Klattau, es handelt sich um den Brief, Madame,“ sagte Hocker. „Sie haben den Brief dictirt? Ich frage Sie noch einmal, die Antwort auf die Frage ist entscheidend.“

„Entscheidend für Klattau's Freiheit? Ja wohl, ich habe ihn dictirt.“

„Bemerken Sie wohl, Frau Baronin,“ sprach Hocker sehr ernst, „daß es nicht meine Aufgabe ist, aus Ihnen Geständnisse herauszupressen, welche dem Thatbestande nicht entsprechen. Es handelt sich hier nicht darum, daß Sie meine Frage bejahen, sondern es handelt sich darum, die Wahrheit festzustellen. Ueberlegen Sie sich, welche Folgen die Bejahung meiner Fragen in diesem Falle nach sich zieht. Wenn Sie jetzt die Wahrheit und vorhin die Unwahrheit gesprochen haben, so sprechen Sie die Unwahrheit mit einer solchen Virtuosität, daß ich das Schlechteste annehmen muß.“

„Ach, nehmen Sie an, was Sie wollen!“ rief die Baronin dazwischen. „Sorgen Sie nur dafür, daß das

Unrecht, welches Herrn v. Klattau geschehen ist, wieder gut gemacht werde. Was mit mir geschieht, ist mir grenzenlos gleichgültig, ich will nur nicht, daß ein Anderer meinetwegen leiden soll, und am allerwenigsten Er."

„Bleiben wir bei der Sache," sprach Hocker. „Beharren Sie bei Ihrer Aussage? Haben Sie den Brief dictirt?"

„Ja, ich habe ihn dictirt."

„Wie kamen Sie dazu, den Brief zu dictiren?"

„Das weiß ich nicht mehr."

„Nun, Sie werden zugestehen, daß das keine genügende Antwort ist."

„Ich glaube es gern," rief die Baronin mit höhniischem Ausdruck. „Denken Sie denn, daß ich jetzt in der Stimmung bin, vernünftige Antworten zu geben? Gönnen Sie mir einige Stunden, daß ich mich sammeln kann, sagen Sie mir dann, daß Herr v. Klattau in Freiheit gesetzt ist, und ich will Ihnen ehrlich und offen den Verlauf mit aller Umständlichkeit erzählen. Was ich Ihnen jetzt sage, kann gar keinen Werth für Sie haben; denn ich bin nicht im Stande, es zu verantworten. Die Worte fallen mir von den Lippen wie einem Berauschten. Ich weiß nicht, was ich sage. Mein Kopf schmerzt mich. Das Herz ist mir voll zum Zerspringen. Und da soll ich Ihnen nüchtern antworten! Sie sollten doch schon bemerkt haben, daß ich kein Fischblut in den Adern habe. Begreifen Sie mich denn nicht?"

„Ich begreife vollkommen,“ versetzte Hocker. „Das thatsächliche Ergebniß unserer Unterredung ist also das, daß Sie zugeben, am Abend des 4. August nach Eisenbrunn gekommen zu sein, um mit Frau Baronin v. Klattau ein sogenanntes amerikanisches Duell zur Erledigung zu bringen. Sie haben die Frau Baronin aufgesucht und das Loos hat Ihre Gegnerin getroffen. Sie haben den Brief, in welchem die Frau Baronin von ihrem Manne Abschied nimmt, dictirt, und gleichwohl sind Sie überrascht, sogar entrüstet, daß dieselbe sich auf der Stelle den Tod gegeben habe. Sie haben den Schlüssel abgezogen, oder geben wenigstens zu, daß dies möglich ist. Ueber die Mittel, welche Sie angewandt haben, um die Frau Baronin v. Klattau zu bewegen, den seltsamen Brief zu schreiben, schweigen Sie. Ist das so richtig?“

„Ungefähr ja, nur der letzte Punct nicht. Ich schweige nicht über die Mittel, welche ich angewandt habe, um die Frau Baronin zum Schreiben zu bewegen; sie war es, die mich zum Dictiren bewogen hat. Ich werde Ihnen das später auseinandersetzen.“

„Nun, Madame, dann ist unsere erste Unterredung zu Ende.“

Hocker stand auf. Die Baronin erhob sich ebenfalls, machte eine Verbeugung, die Hocker erwiderte, und wurde ins Gefängniß zurückgeführt. Hocker sah ihr vom Fenster aus nach, und als er sie in Begleitung des Schließers über den Hof gehen sah, sagte er: „Das Weib ist wirklich bezaubernd schön. Es hat mich Mühe

genug gekostet, nicht aus der Rolle zu fallen. Es sollte mir in der Seele leid thun, wenn sie den Brief wirklich dictirt hätte. Dieser Herr v. Klattau verdient sein Glück gar nicht." Er trat wieder an seinen Schreibtisch und jüllte zwei Erscheinungsbefehle aus: durch den einen wurde Herr v. Klattau und durch den andern Frau Baronin v. Schildlein, Beide zur nämlichen Stunde, vier Uhr Nachmittags, in das Bureau des Untersuchungsrichters beschieden. „Auf das Wiedersehen bin ich gespannt," setzte Hocker hinzu.

* * *

Auf dem Wege vom Untersuchungsamte nach seinem Hause begegnete Hocker seinem Collegen Reinhard, welcher mit Hannchen am Arme spazieren ging. Sei es, daß Hocker von der Vernehmung zu aufgereggt, sei es, daß er überhaupt nicht in der Stimmung war, mit dem Collegen Reinhard, der sein ganzes Leben, sein Studium, seine Verlobung als eine lange Humoreske in so und so viel launigen Capiteln betrachtete, zu schäkern — er gab sich ersichtliche Mühe, sich den Blicken des Brautpaares zu entziehen; es gelang ihm aber nicht. Hannchen hatte ihn kaum erkannt, so trieb sie ihren Bräutigam mit einem hastigen Ruck vorwärts und rief schon aus zehn Schritt Entfernung: „Ach, Herr Assessor, warten Sie doch einen Augenblick! Es ist mir sehr lieb, daß ich Sie treffe.“

Reinhard machte ein sehr curioses Gesicht: er blinkte bei der Begrüßung seinem Collegen vielsagend zu. Von

dem Vielen, was dieser Blick sagen wollte, verstand aber Hocker gar nichts, und zum Rathen ließ ihm Hannchen keine Zeit. Daß liebenswürdige Kind redete ihn mit großer Lebhaftigkeit an:

„Guten Morgen, Herr Assessor! Thun Sie mir die Liebe und befreien Sie mich aus einer unangenehmen Situation; ich glaube, mein Herr Bräutigam macht den Versuch, mich auf das Schönste zu belügen. Seit einer halben Stunde entwickelt er mir die Theorie, daß Juristen vom Staate sehr häufig dazu verwandt werden, Vergehen zu verüben, um bei Verbrechen als Zeugen aufzutreten. Sehen Sie, das glaube ich nun und nimmermehr. Und da berief er sich gar auf Ihr Zeugniß, als wir Sie um die Ecke kommen sahen.“

Hocker lächelte. „Wissen Sie, Fräulein, unter Umständen kann dergleichen vorkommen,“ sagte er, „Regel ist es nun gerade nicht. Aber, wie gesagt, es kann passieren, und es könnte zum Beispiel der Fall sein, daß Ihr Herr Bräutigam, um als Zeuge bei einem Verbrechen zu fungiren, allerdings zu einem Schritte veranlaßt wäre, den Sie als ein Vergehen betrachten würden.“

„Nun lügt der auch noch!“ rief Hannchen; „ach, Ihr Männer steckt doch alle unter einer Decke, Ihr hact Euch die Augen untereinander wahrhaftig nicht aus! Aber, Herr Assessor, Sie müssen mich nicht für so dumm halten, wie ~~ich~~ ^{ich} aussehe, und wenn Sie glauben, daß ich die ganze Geschichte nicht durchschaue, so irren Sie sich.“

Mein Herr Bräutigam hat einfach — ja, ja, er hat gebummelt, und anstatt mir das ehrlich zu sagen, erzählt er mir eine große Geschichte von den Pflichten seines juristischen Berufes. Und Sie, Herr Assessor, ich habe Sie immer noch für den Besten gehalten, Sie sollten sich etwas schämen! Anstatt die Wahrheit aufzudecken, unterstützen Sie ihn noch bei seinen Lügen und blasen in dasselbe Horn.“

„Aber Hannchen, künftige Gattin, Angebetete!“ rief Reinhard mit komischem Pathos, „wie kannst Du nur glauben, daß ich bummle, Du weißt ja, daß ich nur an Deiner Seite glücklich bin. Frage einmal Hocker, ich trinke kein Bier mehr.“

„Au!“ rief Hannchen, „welche Aufschneiderei! Vorgesestern hast Du mir noch erzählt, daß die neu angekommene Sendung von Dreher'schem Bier Dir so geschmeckt hat, daß Du in zwei Stunden sieben Pitscherl! getrunken hast.“

„Kind, das war ein schwacher Augenblick.“

„Der zwei Stunden dauerte?“ fragte sie.

„Ja, so etwas kann vorkommen, aber im Allgemeinen . . .“

„Im Allgemeinen bist Du noch gerade so wie Du gewesen bist, und ich meine wirklich, Du solltest ein bißchen vernünftiger werden. Nicht wahr, Herr Assessor, es ist Zeit?“

„Na, ich will mich auch bessern.“

„Zum Beweise dafür,“ sprach Hannchen, „sage mir, wo Du neulich gewesen bist?“

„Kind, ich darf Dir's ja noch nicht sagen, frage einmal Hocker.“

„Hocker, Hocker, Hocker! Der soll auch auf Alles Bescheid sagen.“

„Ja, der weiß auch Alles, frage einmal Hocker. Ich spreche jetzt ganz ernst, Hannchen. Hocker, darf ich jetzt schon sprechen?“

Während dieser Unterhaltung waren sie langsam vorwärts gegangen, Hocker blieb etwas stehen, sah seinen Freund maliciös lächelnd an und sagte: „Ja, ich hindere Dich nicht daran, meinerwegen kannst Du ruhig sagen, wo Du am 4. August gewesen bist.“

Reinhard war im ersten Moment ganz bestürzt.

„Nun?“ meinte Hannchen, „heraus mit der Sprache!“

„O, über diese Bosheit!“ rief Reinhard sehr traurig. „O, Hannchen, Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. Dieser Hocker hat eine Seele, Hannchen, Tinte ist hell dagegen. Er weiß, daß er mich in Verlegenheit bringt; er weiß, daß mich Pflichtgefühl, Berufstreue abhält, meinen Aufenthaltsort am 4. August zu verrathen; er weiß Alles, ich berufe mich vertrauensvoll auf ihn, meinen Duzfreund, meinen Kollegen, nun, mein Hannchen, um einen schlechten Witz zu machen, bringt er mich in Verlegenheit, stellt mich bloß, Dir gegenüber, mein Hannchen, thut so, als wenn ich Gott weiß welche dumme Streiche am 4. August verübt hätte, verleitet Dich am Ende gar zu dem Glauben, daß ich in der That gebummelt, vielleicht gar mit

Schauspielerinnen soupirt, oder Gott weiß, was gethan habe.“

„Nein, nein, Otto,“ nahm Hannchen das Wort, indem sie liebevoll zu Reinhard emporblickte, „für so schlecht halte ich Dich doch nicht. Wenn ich aber erführe, daß Du in der That auf verbotenen Wegen gewesen bist, und am Ende gar — ich sterbe — mit Schauspielerinnen soupirt hast, Otto, ich bin sanft, aber das würde ein Lamm zur Hyäne machen, ich würde...“

„Au!“ rief Reinhard. „In der bloßen Voraussetzung dessen, was Du thun würdest, drückst Du mir den Arm braun und blau.“

Hocker mußte über die Unterhaltung des jungen Paares herzlich lachen. „Nun, mein verehrtes Fräulein,“ sagte er, zu Johanna Wellner gewandt, „Sie können wirklich beruhigt sein, ich weiß, wo Ihr Bräutigam war, und ich kann Sie versichern, daß er es Ihnen nicht sagen darf.“

„Weshalb darf er es mir denn nicht sagen? Das ist's ja eben, was mich beunruhigt. Da hat er mir eine Geschichte aufgebunden, die kein Kind glaubt. Denken Sie, Herr Assessor, er hält mich doch noch für einfacher als ich bin, denken Sie, er hat mir erzählt, daß er von seiner Behörde die Weisung erhalten habe, einen gefährlichen Menschen zu beobachten, und deswegen habe er den Abend des 4. August in ganz polizeiwidriger Gesellschaft zugebracht. Das soll ich nun glauben. Aber ich lasse ihn nicht los. Und wenn die Sache drei Jahre lang dauert, ich frage ihn jeden Tag.

Ich spreche von nichts Anderm; und wenn er mit mir schäkern will, mir hübsche Stadtgeschichten und dergleichen erzählt, ich schneide jede Unterhaltung ab mit der einfachen Frage: Wo bist Du neulich Abends gewesen? Ich habe auch mein Köpfschen für mich."

„Das weiß der liebe Gott,“ seufzte Reinhard. „Nun, Kind, aber ein vernünftiges Wort, und Du wirst gleich sehen, wie ernst die Sache ist. Hocker, wirst Du mich wirklich als Zeugen vernehmen müssen?“

Hocker antwortete: „Ich hoffe auf Deine Zeugenaussage verzichten zu können, da die angeschuldigte Person aller der Punkte, für welche Deine Aussagen vielleicht von Wichtigkeit sein könnten, vollkommen geständig ist.“

Reinhard athmete tief auf. Der Ausdruck der innern Befriedigung war auch auf seinem Gesicht so deutlich zu lesen, daß Hannchen ihn fragte: „Es wäre Dir wohl sehr unangenehm gewesen, wenn Du als Zeuge vernommen würdest?“

„Gewiß, Kind,“ sagte Reinhard, „Du weißt, ich bin schüchtern, und diese Masse Leute, der öffentliche Gerichtssaal . . .“

„Sawohl,“ fuhr Hannchen in demselben Tone fort, „und die Blamage, wenn man gestehen muß, wo man gewesen ist.“

„Aber, Kind,“ sagte Reinhard lächelnd; „wenn Du es durchaus wissen willst, wo ich gewesen bin, nun gut, hier mein letztes Wort: in meinem Kammerlein war ich, ich hatte Zahnschmerzen.“

Hocker wurde die freundschaftliche Auseinandersetzung, die noch lange kein Ende zu haben schien, doch etwas zu lang. Er gedachte des Verhörs, das er abgenommen hatte, und der Confrontation zwischen Herrn v. Klattau und Frau Baronin Esther v. Schildlein, welche auf Nachmittag bevorstand, und er lüftete seinen Hut, grüßte das schmollende Liebespaar und ging seiner Wohnung zu.

* * *

Die wenigen Tage, welche Curt im Gefängniß zugebracht, hatten hingereicht, um denselben äußerlich vollständig zu verändern. Er schien um Jahre gealtert zu sein. Das frische und gesunde Colorit, das seinem offenen und angenehmen Gesicht immer den Ausdruck üppiger, jugendlicher Frische verliehen hatte, war geschwunden, der Glanz seiner Augen schien erloschen zu sein. Er blickte nicht mehr heiter und frei in die Welt, wie früher, nur selten erhob er den von tiefer Trauer umflorten, schmerzlichen Blick. Aber wie hatte sich auch mit einer Stunde sein Leben verändert! Er, der Liebling aller Dämen, der leichtlebige, überall gern gesehene und immer lustige Cavalier, war unter dem Verdachte des Gattenmordes in Haft genommen. War er nun an dem Morde direct oder indirect theilhaftig, oder war er vollkommen unschuldig, oder lag selbst gar kein Mord vor, gleichviel, auf alle Fälle war klar, daß sein Leben von Stund' ab ein völlig anderes geworden war. Er war nicht mehr in den Augen der Gesellschaft der heitere,

muntere Herr Baron von Klattau, der eine hübsche, reiche Frau geheirathet hatte, die er etwas vernachlässigte, — und gerade diese Einzelheit machte ihn ja interessant — er war jetzt der grausame, hartherzige Mann, der den Tod seiner Frau verschuldet hatte, sei es nun, daß ihre eigenen oder andere Hände ihr denselben gegeben hatten. Und sonderbar — jetzt, da seine Frau für ihn verloren war, jetzt erst fing er an zu begreifen, was er verloren hatte, jetzt sagte er sich in seiner Einsamkeit, wie herzlich, wie liebevoll sie ihm stets entgegengekommen war; er erinnerte sich mit Rührung der tausenderlei kleinen Aufmerksamkeiten, welche sie ihm erwiesen, und mit Schmerz, wie wenig dankbar er sich dafür gezeigt hatte. Tiefe Trauer beschlich ihn, wenn er daran dachte, wie gleichgültig ihn ihre Bekümmerniß und Trauer stets gelassen hatte, welcher stiller Vorwurf in ihrem sanften Blicke lag, wenn er am Abend einen geschäftsmäßigen kalten Kuß auf ihre Wangen gedrückt und den Hut genommen hatte, um die Abendstunden bis tief in die Nacht hinein Gott weiß wie und wo zu verbringen. Und niemals hatte sie sich beklagt, nie eine Frage an ihn gerichtet, deren Beantwortung ihn vielleicht in Verlegenheit hätte setzen können. Und alle ihre Güte hatte ihn nicht zu rühren vermocht. Jetzt, da er sein Unrecht erkannte, war es zu spät, dasselbe zu sühnen. Sein Geist gefiel sich darin, den lieben, sanften Kopf der Dahingeschiedenen gleichsam mit einem Heiligenscheine zu umgeben. Immer glänzender und immer strahlender trat die lichte Erscheinung des geliebten Weibes aus-

der Nacht des Todes hervor, und er liebte, verehrte die Gestorbene inniger, wahrer und heißer, als er im Leben sie je geliebt hatte. Aber nicht nur das. Neben der verklärten Gestalt seines Weibes, welches die Neue mit einem idealen Schimmer umgeben hatte, erschien ihm eine andere Gestalt — das gefährliche Weib, welches er im jugendlichen Leichtsinn geliebt und welches ihm nach längerer Trennung, nachdem er die Verbindung mit Helene geschlossen, wieder sein Leben durchkreuzt hatte. Es war ein wahres Verhängniß, daß er just dieses Weib in dem kritischen Augenblick, da sich sein Herz allmählich loslöste von dem Gefühl der Pflicht und der Treue, wiederfinden mußte. Er glaubte sie vergessen zu haben, er glaubte, daß der letzte Funke, der unter der Asche einer begrabenen Illusion noch eine Zeit lang glimmen mochte, schon längst erloschen sei. Da fügte es der Zufall, daß er ihr eines Abends im Theater begegnete. Er wußte es nicht einmal, daß sie ihren Aufenthalt wieder in der Residenz genommen hatte, er wußte kaum, ob sie noch existire. An jenem verhängnißvollen Abend — man gab eine Verdi'sche Schreioper — war Curt, wie so oft, wenn er nicht wußte, was er anfangen sollte, planlos ins Theater gegangen und hatte vom Balcon aus mit seinem Vorgnon gleichgültig die Reihen der Zuschauer gemustert. Er bemerkte im Hintergrunde einer Loge im Halbdunkel eine Dame, welche ihr großes Opernglas beständig auf ihn richtete. Curt war zwar an solche kleine Koketterien gewöhnt, aber keinesweg unempfindlich dagegen und fixirte die Dame, deren Ge-

sichtszüge er nicht zu erkennen vermochte, hinreichend, um ihr die Erwiederung fühlbar zu machen. Da die Dame nichtsdestoweniger fortfuhr ihr Glas auf ihn zu richten, so schloß er daraus, daß ihr seine Galanterie nicht unangenehm sein müsse, und so wurde denn, während der Tenor sich heiser sang und die Primadonna betonirte, in dem schwach erleuchteten Saale zwischen Curt und der Dame das Spiel unausgesetzt fortgeführt. Der Vorhang fiel. Im Zwischenact setzten die höher geschraubten Gasflammen den Saal in helles Licht, und Curt erkannte nun an den wundervollen aschgrauen Locken die früher leidenschaftlich geliebte Esther von Schildlein. Es war ein merkwürdiges Wiedersehen. Keiner mochte den Andern fragen, wie man die Zeit der Trennung verlebt hatte; es war keine Freude in diesem Augenblick, es war die Spannung eines Romans. Als sich die Hände Curt's und Esther's zur freundlichen Begrüßung berührten, flog durch Beider Sinn gleichsam magnetisch der Gedanke: wie wird das enden? Beide sagten sich instinctiv, daß hier eine wirkliche Gefahr vorhanden war, daß hier der Keim zu einer Katastrophe liege. Die gleichgültigen Worte, welche sie bei der Wiederbegegnung austauschten, bildeten einen sonderbaren Contrast zu den Gefühlen, welche sie bei dem Wiedersehen empfanden. Es bewendete bei dem gewöhnlichen: guten Tag, guten Weg, bei der Bitte um die Erlaubniß, der gnädigen Frau eine Visite machen zu dürfen, die huldvoll gewährt wurde, und damit hatte die erste Unterredung ihr Ende erreicht.

Curt war nach derselben aufgeregter als gewöhnlich. Er blieb länger aus, er trank mehr Sect als sonst und war am andern Morgen unfreundlicher gegen seine Frau, als es die Regel war.

Er sah Esther also wieder; zunächst zur Besuchszeit auf halbe Stunden, und dann auch zu anderen Zeiten des Tages und auf längere Dauer. Er fühlte sich angeregt durch den seltsamen Geist des Weibes; ihre pikante Schönheit fesselte ihn, und die Wildheit und die Leidenschaftlichkeit ihres Charakters riß ihn hin. Sobald er die Schwelle zu ihrem Gemach überschritten hatte, war er ein anderer Mensch. Er fühlte, daß er sein Leben gänzlich verfehlt habe und Helene ganz und gar nicht für ihn passe. Wie sprühten Funken auf Funken, wie erwachte sein Wiß, wie munter erschallte sein Lachen, wenn er in dem behaglichen Boudoir Esther's dem schönen Weibe gegenüber saß, deren origineller Humor niemals versiegte. Das Gespräch sprudelte wie ein munterer Gebirgsbach und sprang schäumend von einem Gegenstand auf den andern. Doppelt öde und doppelt traurig war ihm ums Herz, wenn er dann heimkehrte und seine Frau bei einer häuslichen Arbeit beschäftigt oder in einem Buche lesend fand, mit demselben wehmüthigen, ergebenen Ausdruck auf dem Gesicht, den er vor zwei Stunden, und gestern, und vorgestern und alle Tage an ihr wahrgenommen hatte, die mit derselben stillen Freundlichkeit, welche ihr stets eigen war, aufstand, ihm entgegenkam und ihm die Hand reichte, mit demselben Gruß und demselben sanften: „lieber Mann,“ das er jeden

Tag hörte. Sie hatte ihm nichts zu sagen, sie las keine Zeitungen, sie bekümmerte sich nicht um die neuesten Scandalgeschichten der Stadt, sie wußte überhaupt nicht, was vorging; Alles was sie sagen konnte war, daß sie ihn lieb hatte, und das wußte er zur Genüge. Er gähnte dann, schlug ein paar Accorde auf dem Clavier an und ging eine halbe Stunde später wieder aus, irgendwohin.

So vergingen Monate und immer mehr wurde sein Herz umstrickt von dem seltsamen Zauber Esther's, und immer mehr verhärtete es sich gegen das stumme, vorwurfsvolle Wesen Helenens. Curt verbrachte jetzt die Hälfte des Tages und lange Abende in Esther's Gesellschaft. Bei ihr fühlte er sich wohl, bei ihr empfand er diejenige Befriedigung, welche ihm in seiner Häuslichkeit versagt war.

Curt hatte niemals von seiner Frau gesprochen, und Esther hatte auch nie darnach gefragt. Eines Abends, als Esther ihm Thee einschenkte, sagte sie gleichgültig zu ihm: „Ich begreife Sie nicht, Herr Baron, daß Sie mir noch nie das Weib gezeigt haben, welches Sie Schmetterling zu fesseln vermocht hat. Sie sollen ja, wie gerüchtweise erzählt wird, verheirathet sein und noch dazu mit einer schönen, jungen Frau?“

Curt antwortete etwas verlegen: „Ich bin allerdings verheirathet, aber sprechen wir von etwas Gescheidterem.“

„Nein, mein Freund,“ entgegnete Esther, „es hat mir lange auf der Seele gelegen, und ich bin froh, daß ich die Courage gehabt habe, das Thema zu berühren.

Sehen Sie, lieber Curt, Sie werden begreifen, daß es mir nicht angenehm ist, wenn Sie heimlich, das heißt ohne Mitwissen Ihrer Frau, mir Besuche machen. Ich empfangen Sie gern, das wissen Sie, lieber als es vielleicht richtig ist. Aber, lieber Freund, auf die Dauer kann ein Verhältniß, wie das unserige jetzt ist, nicht bestehen, das ist nicht möglich. Ich habe nicht Lust, in den Augen der Stadt als Ihre Geliebte zu gelten, die Sie heimlich besuchen. Und wenn Ihnen eben so viel wie mir daran gelegen ist, daß unser herzlicher, anregender Verkehr bleibt, wie er ist, so streifen Sie das närrisch Geheimnißkrämerische ab. Und mag es Ihnen auch einige Ueberwindung kosten, haben Sie den Muth, offen und ehrlich zu zeigen, was der Geheimhaltung nicht bedarf.“

„Sie sprechen heute in Hieroglyphen, Esther.“

„Ganz und gar nicht. Es ist mein Wunsch — und Sie wissen, ich bin ein verzogenes Kind, wenn ich einen Wunsch habe, muß er eben erfüllt werden — es ist mein Wunsch, Ihre Frau kennen zu lernen, und Sie werden mir die Erfüllung dieser Bitte nicht versagen, wenn Ihnen daran gelegen ist, mein guter Freund zu bleiben.“

„Welch sonderbares Verlangen, liebe Esther,“ sprach Curt, den diese ganze Scene in eine entschieden unbehagliche Stimmung versetzte. „Ich habe Sie wirklich für vernünftiger gehalten und nicht geglaubt, eine so unberechtigte Caprice . . .“

„Capricen sind eben niemals berechtigt,“ unterbrach

Esther. „Uebrigens, lieber Curt, handelt es sich hier nicht um eine einfache Weiberlaune, sondern es ist mein völliger Ernst; und mein Verlangen, als Ihre legitime Freundin gelten zu dürfen, scheint mir durchaus natürlich zu sein. Die Geheimhaltung ist beleidigend für mich und auch für Ihre Frau. Bedenken Sie selbst, was sich Ihre Frau von Ihren Besuchen bei mir für Vorstellungen machen muß, wenn sie davon Kenntniß erhält, ohne daß Sie selbst es der Mühe werth gehalten haben, mit ihr davon zu sprechen.“

„Ach,“ warf Curt ein, „dergleichen Dinge bespreche ich mit meiner Frau überhaupt nicht.“

„Dann haben Sie sehr Unrecht, lieber Freund. Sie dürfen mir glauben, daß ich mir die Sache reiflich überlegt habe, bevor ich mit Ihnen davon sprach; ich bin aber zu der Ueberzeugung gelangt, daß es durchaus nothwendig ist, unsere Freundschaft vor den Augen der Welt als das hinzustellen, was sie ist: als durchaus legitim.“

„Esther!“ rief Curt ganz ungeduldig. „Ich begreife Sie nicht. Sie wissen gar nicht, was Sie verlangen. Ich kenne auf der ganzen Welt nicht zwei grundverschiedenere Naturen als die Ihre und die meiner Frau. Sie werden mich auslachen; das möchte ich gern vermeiden.“

„Stehen Sie unter dem Pantoffel, lieber Freund?“ fragte Esther, während sie Curt boshaft lächelnd ansah.

„O nein! So tief bin ich noch nicht gesunken. Aber meine Häuslichkeit wird Ihnen nicht behagen, das

weiß ich, und deswegen ist mir durchaus nichts daran gelegen, Ihre Bekanntschaft mit derselben zu vermitteln."

„Ihre Gründe, lieber Freund,“ nahm Esther wieder das Wort, „sind merkwürdig dürftig. Was geht Sie denn das an, ob mir Ihre Häuslichkeit gefällt? Die Sache ist doch so einfach wie nur irgend möglich. Ihre Besuche setzen mich der Verleumdung aus. Rollen Sie nicht so cavalierhaft mit den Augen! Ich traue Ihnen wohl zu, daß Sie sich für mich schlagen würden, aber was beweist das? Ich habe keine Lust, verleumdet zu werden, und habe keine Lust, auf Ihre Besuche zu verzichten. Wir brauchen einen Schild gegen die Verleumdungen, und als solcher bietet sich die Bekanntschaft mit Ihrer Frau für mich ganz von selbst dar. Ich dünke doch, das wäre einfach genug und bedürfe keiner langen Motivirung. Ich mag das Glück, Ihre Freundin zu sein, nicht wie einen Schandfleck vor der Oeffentlichkeit verbergen. Ich bin stolz auf Sie und Ihre Freundschaft, ich will damit prahlen, wenn es mir Spaß macht. Begreifen Sie denn nicht, Curt? — sagen Sie, Curt — begreifen Sie das nicht?“ Während der letzten Worte, die Esther ganz leise gesprochen, hatte sie sich neben Curt gestellt und ihre schöne Hand vertraulich auf seine Schulter gelegt. Sie sah ihn mit einem so liebevollen, herzlichen Blick dabei an und lächelte mit so unwiderstehlichem Liebreiz, daß Curt keine bessere Antwort fand als die, einen respectvollen Kuß auf ihre Stirn zu drücken.

„Ich danke Ihnen, mein Freund,“ sagte Esther,

„und Sie werden sehen, daß ich Recht gehabt habe, meinen Willen durchzusetzen.“

Während der nächsten Tage hatte Curt die Sache nicht wieder berührt. Vielleicht glaubte er, daß er sich durch seine stillschweigende Zustimmung übereilt habe, und daß es am besten sei, die Sache in Vergessenheit gerathen zu lassen. Aber Esther kam wieder darauf zurück und so eindringlich, daß Curt sich schließlich genöthigt sah, nachzugeben oder, wie Esther sich ausdrückte, sein Versprechen einzulösen. Esther brachte stets neue Gründe für die Berechtigung ihres Verlangens vor. „Der Weg zu meiner Wohnung,“ sagte sie, „führt über die breite Treppe, die jeder Mensch sehen kann. Ich will nicht, daß man im Mantel versteckt durch Hinterthürchen sich bei mir einschleicht.“ Kurz und gut, sie ließ ihrem Freunde keine Ruhe, und so wurde denn endlich ein Tag bestimmt, an welchem der Zufall es fügen sollte, daß Curt und seine Gattin im Theater mit Esther zusammentrafen. Das Project wurde auch ausgeführt, die Komödie wacker durchgespielt. Curt war äußerst überrascht, die Freundin aus der holden Jugendzeit wiederzufinden, Esther ebenso freudig erstaunt, den alten Freund wiederzusehen und die Bekanntschaft seiner jungen, liebenswürdigen Frau zu machen. Esther war ausnehmend liebenswürdig gegen Helene. Die arglose Helene erwiderte die Freundlichkeit mit Freundlichkeit und beim Abschied erfolgte die übliche Einladung, der dann auch bald Folge geleistet wurde.

Seltzam. Die beiden grundverschiedenen Frauen

fanden großes Gefallen an einander und es währte gar nicht lange, so wurden sie geradezu intime Freundinnen. Sie sahen sich fast täglich und Helene bat jedesmal auf das Dringendste die liebenswürdige und geistreiche Witwe, womöglich am folgenden Tage ihren Besuch zu wiederholen.

Immer enger zogen sich die Bande, welche diese beiden Naturen an einander fesselten. Die unbefangene Helene hatte in der vielerfahrenen Esther einen treuen Beistand gefunden, und in allen kleinen und großen Dingen des täglichen Lebens pflog Helene mit der liebenswürdigen, anregenden Esther Rath's über das, was sie thun und lassen sollte.

Curt hatte dieses Verhältniß mit getheilten Gefühlen sich bilden sehen. Die Intimität zwischen seiner Frau und Esther behagte ihm anfänglich ganz und gar nicht. Später bemerkte er, daß, je intimer die beiden Frauen wurden, desto ungefährlicher Esther für ihn ward. Und so ließ er es geschehen. Wenn Esther in der That mit ihrem Verlangen nichts Anderes bezweckt hatte, als ihrem freundschaftlichen Verhältniß zu Curt auch vor den Augen der Welt den Stempel des gesellschaftlich Gestatteten aufzudrücken, so war ihr Zweck vollkommen erreicht. Curt besuchte Esther nur noch selten und niemals ohne irgend eine besondere Veranlassung. Nicht daß sie ihm gleichgültig geworden wäre; aber sie hatte beinahe aufgehört für ihn gefährlich zu sein. Er fand Esther nach wie vor geistreich, lustig, unterhaltend, originell, aber seitdem die Frucht aufgehört hatte eine ver-

botene zu sein, schien sie auch für ihn ihre eigenthümliche Würze verloren zu haben. Er lachte und amüßte sich über Esther in Helenens Gesellschaft eben so gut wie im tête-à-tête, vielleicht noch besser. Ja, es kamen sogar Stunden vor, in denen er sich selbst die Leviten las über die Art und Weise, wie er seine Frau behandelte. Er sagte sich, daß er es vielleicht falsch angefangen habe und daß es vielleicht noch Zeit sei, einen neuen Weg ausfindig zu machen, auf dem Beide vereint durchs Leben gehen könnten. Das Alles machte er sich nicht vollständig klar, aber er fühlte jedenfalls, daß er sich in einer Art von Krisis befand, und es schien ihm gerathen, dieselbe durchzumachen, ohne dabei einen Dritten als Zeugen zu haben. Zu dem Ende hatte er Helenen vorgeschlagen, mit ihm auf einige Wochen die Residenz zu verlassen und in irgend einem Bade den heißesten Monat zuzubringen. Auf das Freundschaftlichste hatten sich Klattaus von Frau v. Schildlein verabschiedet und waren nach Eisenbrunn gefahren.

Eurt hatte sich vorgenommen, seine Frau etwas aufmerkamer zu behandeln. Unglücklicher Weise wurde der gute Vorsatz schon unmittelbar nach seiner Ankunft in Eisenbrunn durch sein Zusammentreffen mit Dambach vereitelt. Ohne es zu wissen und zu wollen, hatte Klattau seine Frau im Hôtel vergessen und in heiterster Gesellschaft soupirte. Er hatte sich über seinen Leichtsinns Vorwürfe gemacht und sich fest vorgenommen, durch verdoppelte Aufmerksamkeit gegen seine Frau den unbezonnenen Streich zu sühnen. Auch dieser Vorsatz wurde

durch die That nicht erfüllt — er fand seine Frau todt, als er zu Hause ankam.

Zunächst hatte er, der auf alle Fragen des Untersuchungsrichters die volle Wahrheit geantwortet hatte, an einen Selbstmord geglaubt; und er hatte sich die bittersten Vorwürfe gemacht und seinem Benehmen Helene gegenüber es zugeschrieben, daß das arme Wesen zu diesem äußersten Schritte gedrängt worden war. Als der Brief gefunden wurde, glaubte er an ein amerikanisches Duell, und es war ihm klar, daß Esther allein die Gegnerin seiner Frau gewesen sein konnte. Daher seine Bestürzung, seine Erregung bei der Lectüre des Briefes, welche dem Untersuchungsrichter verdächtig erschienen war. Als nun der angebliche Schreibfehler in dem Briefe entdeckt wurde, bemächtigte sich seiner mit einem Male der fürchterliche Gedanke: vielleicht ist Helene ermordet worden, ermordet von Esther; und es faßte ihn ein solches Entsetzen, daß er kaum der Sprache mächtig war. Er erinnerte sich plötzlich der Aeußerung Dambach's, welcher behauptete, Esther am Abende gesehen zu haben. Aber alles das erschien ihm so furchtbar, so ungeheuerlich, daß der Gedanke sich sträubte, es zu fassen. Er mochte lieber an eine Reihe von Zufälligkeiten glauben, als an einen mit größter Hinterlist verübten Mord; und deswegen schwieg er beharrlich auf alle Fragen des Untersuchungsrichters, welche die Person der vorgebliehen Mörderin betrafen. Dieses Schweigen belastete ihn selbst mit dem schwersten Verdachte, der evidentlich ist, und führte zu seiner Verhaftung.

In der Stille des Gefängnisses hätte er nun allmählich Besinnung genug wiedergewonnen, um sich die Sache einigermaßen zurecht zu legen. Von beiden unwahrscheinlichen Fällen, amerikanisches Duell oder Mord, schien ihm der letztere doch der unwahrscheinlichste zu sein. Esther war excentrisch, leidenschaftlich. Er konnte sich denken, daß sie eines tollen Streiches fähig war; eines niedrigen Verbrechens aber konnte er sie nicht zeihen. Er überlegte sich die Vorgänge der letzten Monate und daraus construirte er sich ohne Mühe die Möglichkeit eines amerikanischen Duells. „Es ist denkbar,“ sagte er sich, „daß mich beide Frauen geliebt haben. An Helenens Liebe habe ich nie gezweifelt, und wie soll ich es erklären, daß Esther — sie, die um Huldigungen wahrlich nicht in Verlegenheit gewesen wäre, ein vollständiges Einsiedlerleben führte und nur bei uns ein- und ausging? Und wenn sie mich Beide geliebt haben, was dann? Sie waren Freundinnen geworden, lange, lange Stunden verbrachten sie zusammen, ohne daß ein Dritter den Austausch ihrer Bekennnisse störte. Wenn sie es dann bis zum Aeußersten gebracht und sich ihre Liebe zu mir gestanden haben — o, ich begreife bei Esther's Natur vollkommen, daß sie keinen andern Ausweg sah als den: Eine muß weichen! Und ich begreife, daß es ihrer leidenschaftlichen Beredsamkeit gelungen sein mag, meiner sanften, unerfahrenen Frau das Ungeheure dieses Project's annehmbar erscheinen zu lassen. Und so haben sie denn um ihr Leben

geloßt und Helene ist das Opfer dieser wahnjinnigen Verirrung geworden!"

Und während er sich so das Unbegreifliche zu erklären suchte, erfüllte ihn gleichzeitig die tiefste Reue und der bitterste Schmerz. Helene, das Opfer, erschien ihm anbetungswürdig. Aber Esther? Bei dem Gedanken allein war ihm, als ob jeder Tropfen seines Blutes zu Gift und Galle würde. Das Weib, das er einst geliebt zu haben glaubte, das ihn beherrscht hatte, es erschien ihm haßenswerth, verächtlich; denn Eins stand ja fest, die intellectuelle Urheberin des amerikanischen Duells war keine Andere als sie. Sie hatte die arme, schwache Helene dazu überredet, und sie hatte den Einfluß, welchen sie auf Helene gewonnen, zu dem Schrecklichen mißbraucht. Curt verwünschte sich und seine Schwäche, daß er selbst es gewesen, der die Bekanntschaft seiner Frau mit diesem „Dämon“ — so nannte er sie jetzt — vermittelt hatte. Aber was half ihm seine Reue? Was half ihm die Liebe, die er der Verstorbenen zuwendete? Und was half ihm der Haß, den er der Ueberlebenden gegenüber empfand? Helene war todt. — Todt! — der Schmerz, der ihn bei diesem einen Worte erfaßte, überwältigte ihn.

In dieser Stimmung befand sich Curt, als ihm der Befehl des Untersuchungsrichters eingehändigt wurde, auf dem Amte zu erscheinen.

* * *

„Lassen Sie die Dame eintreten,“ sagte Höcker zum Gerichtsdiener, welcher die Meldung überbracht hatte.

Frau von Schildlein begrüßte den Untersuchungsrichter kalt und höflich und nahm wieder ihm gegenüber auf dem Stuhle Platz, auf dem sie Vormittags gegessen hatte. Hocker blätterte in seinen Acten und that so, als ob er die Baronin gar nicht bemerkt habe. Einige Minuten darauf kam der Gerichtsdienner wieder und überreichte Hocker einen Zettel. Hocker nickte mit dem Kopfe, der Gerichtsdienner ging ab und unmittelbar darauf trat Curt in das Zimmer. Als Esther ihn bemerkte, stieß sie einen leisen Schrei aus, sprang vom Stuhle auf und zitterte heftig. Ihr Gesicht entfärbte sich, sie schloß die Augen und stützte sich auf die Lehne des Stuhls. Der Schreck schnürte ihr die Kehle zu und lähmte ihre Glieder. Der Herzschlag stockte einen Augenblick; mit einem schweren Seufzer sank sie auf den Stuhl zurück.

Auch auf Curt hatte das unerwartete Wiedersehen einen gewaltigen Eindruck gemacht. Als er die Baronin bemerkt hatte, war er an der Schwelle stehen geblieben und hatte wie bewusstlos Esther angestarrt. Aber die Wirkung dieser gewaltigen Ueberraschung währte nur kurze Zeit. Plötzlich stieg ihm das Blut in das von Schmerz, Schlaflosigkeit und Einsamkeit gebleichte Antlitz, die Adern auf seiner Stirn traten hervor, das Auge blitzte unheimlich, er biß die Zähne aufeinander und ballte die Fäuste, als wolle er sich mit Anspannung aller seiner Kräfte zurückhalten, um einen Schritt zu thun, zu dem ihn sein Gefühl vielleicht drängte. Mit dem rechten Fuße, den er etwas vorgeschoben hatte, klopfte er hastig und erregt auf den Boden. Esther war in-

zwischen wieder zu sich gekommen und sah Curt mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an; aber sie vermochte seinen Blick nicht zu ertragen und wandte den Kopf von ihm ab. Der Ausdruck des entsetzlichen Schmerzes lag auf ihrem Gesichte, sie fühlte: er ist für mich verloren.

„Darf ich Sie bitten?“ sagte Hocker, indem er auf einen Stuhl wies, welcher neben dem stand, auf welchen sich Esther niedergelassen hatte.

Curt machte eine leichte Verbeugung, nahm den Stuhl, rückte ihn vielleicht fünf Schritte seitwärts und setzte sich.

Zu Curt gewandt sprach der Untersuchungsrichter: „Ich brauche wohl kaum zu fragen, ob die Dame Ihnen bekannt ist?“

Curt nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Frau von Schildlein ist geständig,“ fuhr Hocker geschäftsmäßig fort, „am Abend des 4. August in Eisenbronn gewesen zu sein. War Ihnen von diesem Aufenthalte etwas bekannt?“

„Nein.“

„Die Frau Baronin . . .“

„Entschuldigen Sie! Ein Wort, Herr Assessor,“ sprach Curt und seine Stimme zitterte, „ich weiß nicht, wie weit Ihre Befugnisse gehen. Ich will anerkennen, daß die Entziehung meiner Freiheit durch die sonderbaren Umstände motivirt sein mag, ich will mich nicht beklagen, aber ich bitte Sie, bitte Sie dringend, wenn es Ihre Pflicht irgend gestattet, mir das Zusammensein mit dieser Dame da zu ersparen. Ich bin in einem Zustande so

nervöser Ueberreiztheit, daß ich möglicher Weise Ungehörigkeiten begehen könnte, welche die Sache nicht fördern würden und die ich zu bereuen hätte." Bei den Worten Curt's: „diese Dame da“ hatte sich Frau von Schildein, welche bisher theilnahmlos mit gesenkten Augen dageessen hatte, schnell Curt zugewandt. Sie versuchte zu lächeln.

„Ich halte es nicht für möglich, Ihrem Wunsche zu entsprechen,“ sagte Hofer.

„Nun, so werden Sie mich zwingen,“ versetzte Curt, „mein System des Schweigens beizubehalten; denn nur dadurch, daß ich mich künstlich in eine völlig apathische Stimmung versetze, wird es mir möglich werden, es in dieser Gesellschaft auszuhalten.“

Um Esther's Lippen spielte wieder ein eigenthümlicher Zug und verzerrtes Lächeln. Sie war in diesem Augenblick geradezu häßlich. Curt sah anscheinend gleichgültig zu ihr herüber, aber auf einmal stand er auf und sagte sehr laut und sehr eindringlich: „Ich beschwöre Sie, Herr Assessor, entfernen Sie diese Person, sonst weiß ich nicht, was geschieht.“

Auch Esther war aufgesprungen, und in fürchterlicher Erregung rief sie: „Ich bitte Sie, Herr Assessor, lassen Sie diesen Menschen hier! So dankt er mir, der Undankbare! Und ich wollte ihn retten! Und das nennt sich Edelmann! Zur Beleidigung eines unglücklichen Weibes hat er allenfalls Muth genug. Der Herr Baron scheint etwas zu viel mit seinem Schwiegervater umgegangen zu sein. Nun, Herr Assessor, jetzt, wo ich keine Rücksichten mehr zu nehmen brauche, jetzt will ich Ihnen

Alles sagen. Bin ich schuldig, so ist er's auch; denn er wußte so gut, was geschah, wie ich es wußte, und habe ich etwas Strafbares begangen, so ist er nicht minder strafbar. Nun leugnen Sie, Herr Baron, wenn Sie den Muth dazu haben, ich habe das Zeug dazu, Ihnen zu antworten."

Curt zog verächtlich die Achseln in die Höhe und sagte, zum Untersuchungsrichter gewandt: „Die Dame lügt."

„Ha!“ rief Esther in leidenschaftlicher Erregung, „ich lüge! Ist es erlogen, daß Sie mich zu dem unglücklichen Duell getrieben haben? Haben Sie mir das Gift gegeben? Haben Sie mir gesagt, daß es nur in Alkohol lösbar sei? Und haben Sie, um mir die Ausföhrung zu erleichtern, Rum bestellt? Ja oder Nein? Ist das erlogen? Ich wollte Sie schonen, fragen Sie den Herrn Assessor selbst. Nun aber, da Sie sich nicht darauf beschränken, sich selbst weiß zu brennen, sondern mich durch Ihr ungebührliches Betragen obenein auch noch anschwärzen, nun ist auch für mich die Zeit der Schonung vorüber, und wenn ich falle, sollen Sie nicht stehen bleiben, das verbürge ich Ihnen!“

„Was haben Sie darauf zu erwiedern?“ fragte Hocker, als nach Esther's Worten, die diese mit vor Zorn bebender Stimme gesprochen hatte, eine längere Pause eintrat.

„Nichts, es sei denn die wiederholte Versicherung, daß diese Dame die Unwahrheit spricht.“

„Gut. Aber Frau v. Schildlein führt da eine be-

stimmte gravirende Einzelheit an. Wie verhält sich's mit dem Rum?"

„Damit verhält sich's gar nicht,“ antwortete Curt lächelnd. „Die Dame, welche jetzt irgend eine Veranlassung hat, mir Unannehmlichkeiten bereiten zu wollen, benutzt diese ganz unverfängliche Thatsache, um sie als gravirend für mich darzustellen. Wenn sie am 4. August bei meiner Frau gewesen ist und dort mit Gift das amerikaniſche Duell ausgekämpft hat, so läßt sich voraussetzen, daß sie sich vorher über die Art und Weise, wie das Gift beizubringen sei, unterrichtet, und es kann ihr nicht schwer geworden sein, zu erfahren, daß ich Rum bestellt habe. Ein fähiger Kopf kann da schnell die unsinnige Beschuldigung zusammenschmieden, welche man gegen mich erhoben hat.“

„Und ich schwöre Ihnen zu, Herr Assessor, die Sache ist so, wie ich sie Ihnen sage. Ich habe nicht das Talent, mit frecher Stirn und kalter Ruhe die Unwahrheit zu sprechen, wie der Herr Baron; ich bin auch nicht geschickt genug, um jetzt in diesem Augenblick alle die Momente hervorzuheben, aus denen jeder Mensch sofort ersehen muß, daß ich nicht eigenmächtig und nicht ohne Wissen des Herrn Barons gehandelt habe. Aber glauben Sie mir, es ist wahr. Sehen Sie mich an, sieht eine Lügnerin so aus? Bei Allem was mir heilig ist . . .“

„Bitte, bitte,“ besänftigte Hofer, „Sie brauchen Ihre Aussagen nicht durch heilige Eide zu bekräftigen, Sie haben nur die Wahrheit zu sagen.“

„Ich spreche Sie, Herr Assessor, wenn ich Sie versichere, daß ich langsam, durch eine Dressur, die Monate lang gewährt hat, dazu getrieben bin, mein Leben gegen das der Frau v. Klattau auf eine Karte zu setzen — getrieben von ihm, der mir jetzt den Rücken dreht — daß er die Entscheidung erfahren und die Ausführung des Planes begünstigt, ja ermöglicht hat. Woher, fragen Sie sich doch selbst, woher hätte ich wohl Gift nehmen sollen? Und wie wäre es möglich, daß ich nach Eisenbrunn komme, das Zimmer, in welchem er wohnt, betrete, ohne daß er darum mußte? Wie hätte ich wissen sollen, daß er nicht zu Hause war? Weshalb ging er aus und ließ seine Frau allein? Alles das sind Fragen, die mir jetzt durch den Kopf schwirren. Aber lassen Sie mir nur Ruhe, ich besinne mich noch auf bessere, und Sie werden begreifen, daß ich ihm allein all mein Unglück zu verdanken habe. Ach, Herr Assessor, verzeihen Sie meine Thränen. Was habe ich dem Undankbaren geopfert! Ein ganzes Leben, glänzend, strahlend, Alles — Alles — und nun diese Behandlung! Das schmerzt; ich versichere Sie, das schmerzt tödtlich!“

Der Untersuchungsrichter konnte es nicht erreichen, daß Curt den Beschuldigungen der Frau v. Schildlein etwas Anderes entgegenstellte, als die entschiedenste Ableugnung. Curt war in allen seinen Antworten wortkarg und stellte allen Behauptungen, welche für ihn gravirend erschienen, dieselbe Antwort entgegen: „Es ist nicht wahr“. Als Hocker sich von der gänzlichen Resultatlosigkeit seines Bestrebens, die beiden Beschuldigten zu

irgend einer Uebereinstimmung zu bewegen, überzeugt hatte, ließ er zuerst die Frau v. Schildlein und dann Curt wieder abführen. Für ihn stand fest, daß die beleidigende Haltung, welche Curt Esther gegenüber beobachtet, diese zum Bruch des verabredeten Geheimnisses bewogen hatte, und daß er nun die Wahrheit ermittelt habe. Offenbar war der Tod seiner Meinung nach erfolgt unter Mitwissen Curt's und durch Esther. Ob dies nun einfacher brutaler Mord war, oder ob man sich zur Umgehung des Mordes des sogenannten amerikanischen Duells bedient hatte, darüber allein war er noch im Zweifel; aber er gab sich der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß auch dieser Punct bald aufgeklärt werden würde.

Hocker befand sich übrigens in einiger Verlegenheit. Er empfand für die Beschuldigte ein Gefühl der Theilnahme, welches mit seinen amtlichen Obliegenheiten nicht vollkommen übereinstimmte. Der Zauber dieses eigenthümlichen Weibes wirkte auch auf ihn, und er bemerkte mit Schrecken, daß er, ohne durch die Lage der Dinge gezwungen zu sein, Vernehmungen anordnete, nur um den eigenthümlichen Reiz ihrer Gesellschaft zu haben. Die Untersuchung förderte während der nächsten Tage kein neues Moment, Esther beharrte bei ihren Aussagen und Klattau bei den seinen. Esther hatte die versprochene Aufklärung darüber, wie sie den Brief dictirt habe, auf höchst einfache Weise gegeben. Frau v. Klattau, die sie als eine einfache und ziemlich ungebildete Frau schilderte, sei, nachdem sie das Loos getroffen habe, in fürchterlicher

Aufregung gewesen, und wie es so oft vorkommt, daß man sich in den größten Momenten der geringfügigsten Einzelheit erinnert, so sei ihr bei ihrem Abschiede aus dem Leben vor allen Dingen Eins schrecklich gewesen: der Gedanke, einen thörichten Brief zu hinterlassen. Sie habe aber ihrem Manne noch sagen wollen, weshalb sie sterbe, sie habe die Ausdrücke nicht finden können, sie habe sich vielleicht gar — und Esther lächelte dabei ironisch — vor orthographischen Fehlern gefürchtet, kurz und gut, Frau v. Klattau habe sie, Esther, flehentlich gebeten, ihr ein paar Zeilen zu dictiren, in welchen sie die Gründe, weshalb sie aus dem Leben scheide, herzlich und einfach auseinandersetzen wolle. Dies sei der letzte Dienst gewesen, welchen die zum Tode Bestimmte gefordert habe, und aus diesem Grunde habe Esther den Wunsch erfüllt. Der Brief sei also allerdings dictirt, aber es sei der genaue Ausdruck Dessen, was Helene empfunden habe.

Machten sich in Esther's Aussagen auch hin und wieder Widersprüche geltend, so mußte sie für dieselben immer in ihrer erregten Stimmung und ihrem leidenschaftlichen Temperament mit Leichtigkeit eine Erklärung zu finden, um dieselben in befriedigender Weise zu lösen. Sie war klug genug, um zu bemerken, daß Hocker sie mit großer Freundlichkeit und Schonung behandelte, und sie that ihr Mögliches, um sich die freundliche Gesinnung des Untersuchungsrichters zu erhalten. Die letzten Vernehmungen waren daher sehr eigenthümlich. Frau v. Schildlein kokettirte vollkommen und Hocker schien

Gefallen daran zu finden. Er erkundigte sich sogar mit auffälliger und zur Instruction keineswegs erforderlicher Wißbegier nach den Gefinnungen, welche sie Curt gegenüber empfinde, und als sie leidenschaftlich ausrief: „Der Mensch ist zu schlecht, sonst würde ich ihn hassen,“ rieb sich der Untersuchungsrichter ganz vergnügt die Hände, als empfangen er diese Mittheilung mit großer Genugthuung. Es entstand so allmählich, und ohne daß es von der einen oder andern Seite zugestanden wurde, ein beinahe vertrauliches Verhältniß zwischen dem Untersuchungsrichter und der Angeklagten; sie nannte ihn „lieber Herr Assessor“, und er sie „meine gnädige Frau“, kurzum, während der letzten sogenannten Vernehmungen herrschte in dem Untersuchungsamte ein Ton, der beinahe an den eines Salons in einer großen Stadt gemahnte. Esther consultirte ihren Freund ganz gemüthlich über die rechtlichen Folgen und die criminalistische Bedeutung des amerikanischen Duells und war sehr erfreut, als sie von ihm hörte, daß dieser Fall im Gesetzbuche gar nicht vorgesehen sei. Hooper ermahnte sie dringend, bei der Verhandlung die Thatsache des amerikanischen Duells nicht in Abrede zu stellen, sondern die Wahrheit zu sagen, wie sie sie ihm gesagt habe, das sei das beste Mittel die Sache in ihrer rechtlichen Unstrafbarkeit hinzustellen.

„Ich werde Ihre Freundlichkeit nie vergessen,“ sagte Esther, „und werde Ihnen ewig dankbar sein für Ihr schonungsvolles und pflichtgetreues Verfahren mir gegenüber. Ich werde Sie nie vergessen, Herr Assessor.“ Und sie sah den Instructionsrichter so innig, so herzlich

an, daß dem pflichtgetreuen Beamten recht unbehaglich zu Muth wurde.

Hocker bedauerte ordentlich, daß die Vernehmungen ihr Ende erreicht hatten, und er trieb die Gewissenhaftigkeit so weit, daß er sogar nach Schluß der Instruction der Gefangenen öfter Besuche machte, natürlich in der angenehmen Hoffnung, noch weiteres schätzbares Material für die öffentliche Verhandlung herbeizuschaffen; denn trotz der sehr günstig abgefaßten Protokolle des Untersuchungsrichters hatte der Staatsanwalt die Anklage auf Mord gegen Herrn v. Klattau und Frau v. Schildlein erhoben, und bei der Wichtigkeit der Sache und dem Eifer, mit welchem dieselbe betrieben worden war, hatte die öffentliche Verhandlung schon für die nächsten Assisen anberaumt werden können.

* * *

Der Fall „Klattau-Schildlein“, wie der schwebende Proceß in den öffentlichen Blättern stets genannt wurde, hatte die öffentliche Aufmerksamkeit in ganz ungewöhnlicher Weise in Anspruch genommen. Wochenlang hatte derselbe einen stehenden Artikel in allen deutschen Blättern gebildet. Jeder Tag brachte ein neues Detail; und ob nun wahr oder erfunden, es wurde jedesmal mit Interesse gelesen. Eigenthümlicher Weise hatte sich — es wäre schwer zu sagen, wie dies geschah — die öffentliche Meinung für Esther und gegen Curt erklärt. Dem Letzteren wurde es namentlich übel angerechnet, daß er Officier gewesen war und mit der Wittgilt seiner Frau die Schulden, die er als junger Lieutenant gemacht, gedeckt

hatte. Daraus schloß man denn ganz getrost weiter, daß Curt jedenfalls den Mord veranlaßt habe, um sich in den Besitz des Vermögens seiner Frau zu bringen. Es wurde also die Sache für ihn in dem ungünstigsten Sinne gedeutet: als ein ganz gemeiner, jedes edlen Motives barer Mord, während Esther als das leidenschaftliche, Curt liebende und von ihm bethörte Weib erschien, deren gewissermaßen ideale Leidenschaftlichkeit von Curt mit künstlicher Berechnung und kalter Ruhe im allereigennützigsten Sinne von der Welt verwandt worden war. So hatte sich die öffentliche Meinung während der letzten Monate durch verschiedene Zufälligkeiten gebildet; und es sah schlimm für Curt aus, da die Sache natürlich von den Geschworenen abgeurtheilt wurde, welche gegen menschliche Einflüsse und namentlich gegen das Machtwort der öffentlichen Meinung bei allem guten Vorsatz ihrerseits doch nicht ganz unempfindlich sind.

Die öffentliche Verhandlung war auf den 3. October anberaumt. Der Andrang zum Gerichtssaal war ein enormer. Die sämtlichen großen Blätter hatten ihre Vertreter gesandt, elegante Müßiggänger von Norden, Süden, Westen und Osten waren herbeigeeilt, um den letzten Act des Dramas sich abspielen zu sehen. Der Präsident des Gerichts war einer der tüchtigsten und ehrenhaftesten Juristen des Landes, die Anklage war vertreten durch den Oberstaatsanwalt Schnizer, und zwei weit und breit berühmte Advocaten hatten die Vertheidigung für die Angeklagten übernommen. Dr. Kriegstädtler fungirte als Anwalt für Frau v. Schildlein

und der junge Dr. Merk als Anwalt des Herrn v. Klattau.

So vereinigte sich Alles, um die bevorstehende Verhandlung zu einer äußerst interessanten zu machen: die Sache selbst, die Persönlichkeiten der Angeklagten, die Fähigkeiten des Präsidenten, des Anklägers und der Vertheidiger.

Um neun Uhr Vormittags wurde die Sitzung mit den üblichen Formalitäten und der Ausloosung der Geschworenen eröffnet.

Nachdem die Anklageschrift verlesen war und der Oberstaatsanwalt dieselbe mit einer kurzen Auseinandersetzung begleitet hatte, welche schließlich in dem Antrage culminirte, die Angeklagten wegen Mordes zur Strafe zu ziehen, begann das Verhör. Curt und Esther saßen nebeneinander, ohne sich anzusehen. Beide waren ganz schwarz gekleidet und Beide machten wegen der Würde und Einfachheit ihrer Haltung auf die Richter wie auf die Zuhörer einen sehr günstigen Eindruck.

In Beantwortung der verschiedenen Fragen des Präsidenten stellte Esther den Sachverhalt in folgender Weise dar.

„Ich kenne Herrn v. Klattau schon seit Jahren. Wir lebten in einem intimen, freundschaftlichen Verhältnisse, und dieses Verhältniß wurde erst gestört durch meine Entfernung von der Hauptstadt. Wir wechselten zunächst ziemlich häufig Briefe; dieselben wurden immer spärlicher und hörten schließlich ganz auf. Während der letzten Jahre hörte ich gar nichts von ihm. Als ich ihn

vor etwa einem Jahre zufällig wieder traf, — ich hatte mich inzwischen von der Bühne, der ich bis dahin angehört, zurückgezogen und meinen Aufenthalt in derselben Stadt gewählt, welche Herr v. Klattau bewohnte, ohne jedoch darum zu wissen, — erfuhr ich von ihm, daß er verheirathet sei. Das alte freundschaftliche Verhältniß zwischen uns wurde wieder angeknüpft, aber offenbar hatte es jetzt durch die Heirath einen etwas andern Charakter bekommen. Da ich Herrn v. Klattau nicht heimlich hinter dem Rücken seiner Frau empfangen mochte und keine Ursache hatte, die freundschaftlichen Gefühle, die ich für ihn empfand, zu verbergen, forderte ich als Grundbedingung unseres Verkehrs das Mitwissen seiner Frau. Herr v. Klattau sah die Berechtigung meines Verlangens auch ein und entsprach demselben. Ich lernte die Frau Baronin kennen, und wir wurden sogar gute Freundinnen. Sie vertraute mir die tiefsten Geheimnisse ihres Herzens, und ich machte ihr aus den meinen kein Hehl. Sie fühlte sich unglücklich in der Ehe und sagte mir mit rührender Offenheit, sie glaube, daß ich, ohne es zu wollen, ihr häusliches Glück zerstöre; Klattau liebe mich, ich sei ihr in jeder Weise überlegen, — ich darf das sagen, ohne der Unbescheidenheit geziehen zu werden, weil es zum Verständniß des Folgenden nothwendig ist, — und sie sähe ein, daß, so lange ich lebe, das Glück, welches ihr Herz erhoffte, für sie unerreichbar sei.

„Es thut mir wehe, diese Dinge hier zu besprechen, es thut mir wehe, jetzt das Innerste meines Herzens

auszuschütten zu müssen. Knirschend füge ich mich der eisernen Nothwendigkeit. Nun, auch ich liebte Herrn v. Klattau, liebte ihn mit aller Gluth eines brennenden Herzens. Er bemerkte es nicht, und ich durfte es nicht verrathen. Aber das naive Geständniß seiner Frau öffnete mir die Augen. Das Gefühl, das unbewußt in mir geschlummert hatte, das Gefühl, daß meine Liebe erwiedert werde, erwachte plötzlich, und die Seligkeit, welche ich darüber empfand, war so grenzenlos, daß ich die ganze Welt und mich selbst darüber vergaß. Wenn es eine Schwäche ist, nun gut, ich gestehe sie ein, ich war nicht stark genug, mich zu opfern, war nicht stark genug, mich als störendes Element in der Klattau'schen Ehe einfach bei Seite zu schieben; ich glaubte durch unser jahrelanges Beisammensein Rechte auf Klattau's Herz zu haben, und zwar Rechte, die älter waren als die durch den Trauschein verbrieften, auf welche sich Frau v. Klattau berief. Ich trat nicht zurück, ich nahm den Kampf auf. Die Gefühle der Achtung und Zuneigung, welche ich für Frau v. Klattau empfand, waren wahrlich nicht im Stande, mich von meinem Vorsatze abzubringen. Ich erwiederte also die Klagen der Frau v. Klattau mit Klagen über mein elendes Loos. Ich sagte ihr, daß es mir nicht möglich sei, von Klattau zu lassen, ich könnte es nicht, dies übersteige meine Kräfte. Und seltsam, sie zürnte mir nicht! Unsere Thränen vereinten sich, der gemeinsame Kummer, derselbe Schmerz, welchen wir Beide empfanden, stimmte uns sogar sympathisch. Wir trugen es Tage lang, und jeder dieser

qualvollen Tage schien mir ein entsetzlich langes Jahr zu sein. Wir härmten uns ab, wir peinigten uns und bemerkten bald, daß wir uns Beide auf entsetzliche Weise langsam zu Tode marterten. Da beschloßen wir, gemeinsam unsern Qualen ein schnelles Ende zu bereiten: wir wollten uns Beide das Leben nehmen. Unser Beschluß war schon gereift, als die arme Helene mit einer himmlischen Einfachheit zu mir sagte: „Weshalb Beide? Das Unglück ist groß genug, warum soll es zwei Menschenleben fordern, eins genügt ja.“ Wir sahen uns an, die Thränen rollten aus unsern Augen, wir verstanden uns. Um alles Aufsehen zu vermeiden, kamen wir überein, daß der 4. August zum Tage der Entscheidung festgestellt werden sollte, da schon vorher bestimmt war, daß Klattaus ihre Häuslichkeit am 1. August auf einige Zeit verlassen wollten.

„Am festgesetzten Tage zur festgesetzten Stunde war ich an Ort und Stelle. Wir nahmen zwei Zettel, auf den einen machte ich ein Kreuz, ich faltete die Zettel zusammen und legte sie auf den Tisch, Helene schloß die Augen und griff einen derselben — es war der mit dem Kreuz. „Gott sei Dank,“ sagte sie zu mir, „das war es, was ich hoffte.“ Sie bat mich um das Fläschchen, welches ich vor langen Jahren von einem Freunde, der den Orient bereist hat, heimlich mir angeeignet hatte. Wir wußten Beide, wie es zu verwenden sei. Ich war keines Wortes mächtig. Ich reichte ihr die Hand, und überwältigt von meinen Gefühlen wollte ich in's Freie, als sie mich mit flehender Stimme

bat, noch einige Momente bei ihr zu verweilen, sie habe noch eine letzte Bitte an mich zu richten. Ich blieb und wartete auf ihre Eröffnung. Schüchtern wie ein Kind sagte sie zu mir: „Lachen Sie mich nicht aus. Es ist gewiß recht thöricht, was ich da sage; ich möchte ihm Lebewohl sagen, und ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Ich bin so ungeschickt im Schreiben, und namentlich jetzt fehlen mir die Worte. Ich mache vielleicht Schnitzer in meinem Brief, und ich will nicht mit einem Zettel aus der Welt scheiden, der vielleicht lächerlich wäre. Nicht wahr, das ist närrisch? Aber wir Frauen sind ja eben eigenthümliche Geschöpfe. Ich bin nie kokett gewesen, jetzt bin ich es. Ich möchte einen recht warmen, innigen Brief schreiben, ich möchte ihm sagen, wie lieb ich ihn gehabt habe. Und ich kann es nicht. Helfen Sie mir, liebe Freundin, sagen Sie mir, was ich ihm schreiben soll. Sie wissen es ja eben so gut, was ich empfinde. Versagen Sie mir die Erfüllung dieser großen Bitte nicht, es ist mein letzter Wunsch auf Erden; ich bitte, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, was ich schreiben soll . . . Und es ist auch gut, wenn Sie genau wissen, was in diesem Briefe steht. Ich könnte vielleicht durch den Inhalt Sie compromittiren, und das will ich nicht. Also bitte, liebe Esther, sagen Sie mir, was ich schreiben soll.“ Sie bat mich so innig, so inständig, so herzlich, so rührend, daß ich an das Ungewöhnliche ihres Wunsches gar nicht dachte. Ich sammelte mich so gut es ging, sie holte das Schreibzeug herbei und ich dictirte ihr einige Zeilen, die just

das sagten, was ich empfunden hätte, wäre mir das Loos mit dem Kreuze zugefallen. Sie reichte mir die Hand und drückte sie heftig. Sie sagte kein Wort mehr. Und auch ich war der Sprache nicht mächtig. Sie stellte sorgsam das Schreibzeug an dieselbe Stelle, wo es gestanden hatte, und nickte mir dann zum Lebewohl auf Nimmerwiedersehen zu. Halb bewußtlos verließ ich das Zimmer. Mir war fürchterlich zu Muth. Ob ich da den Schlüssel abgezogen habe, weiß ich nicht; es ist möglich, ich wußte eben nicht, was ich that. Ich verließ mit dem nächsten Zuge Eisenbronn, wurde zwei Tage später verhaftet und habe bis jetzt im Gefängniß geessen. Das ist die volle Wahrheit, alle entgegengesetzten Behauptungen und Aussagen, die vielleicht während meiner Untersuchungshaft von mir herrühren, sind null und nichtig. Es ist möglich, daß ich da mancherlei gesagt habe, was dem Sachverhalte nicht entspricht; ich war eben beängstigt, verschüchert, und das Ungewohnte des Verfahrens mag mich zu Aeußerungen verleitet haben, die ich bedauere. Hier habe ich Ihnen die volle Wahrheit gesagt; denn inzwischen habe ich wieder die Kraft gewonnen, im Zusammenhange vollständig und wahr über die Vorgänge zu sprechen."

Die Aussage Esther's hatte, obgleich sie vielfach durch Fragen des Präsidenten unterbrochen ward, dennoch einen großen Eindruck gemacht. Jede auf die Betheiligung Curts bezügliche Frage hatte sie in ihren Antworten geschickt umgangen, und als sie ihren Vortrag, dem man allerdings anmerkte, daß er etwas vorbereitet

war, beendet hatte, fand sich der Präsident veranlaßt, ihr nochmals ganz bestimmt die Frage vorzulegen, welche Rolle Curt in dem ganzen Drama gespielt habe?

„Gestatten Sie mir darüber zu schweigen, Herr Präsident,“ antwortete Esther.

„Gegenüber Ihren früheren Behauptungen,“ bemerkte der Präsident, „wird Ihr Schweigen nicht günstig für Herrn v. Klattau gedeutet werden können.“

„Auch auf diese Gefahr hin muß ich mein Schweigen aufrecht erhalten,“ gab Esther zur Antwort.

Der Präsident wandte sich nun an Herrn v. Klattau und befragte ihn über die Vorgänge.

Herr v. Klattau erhob sich und sprach mit ruhiger, fester Stimme: „Ich kann über die Sache eigentlich gar nichts sagen, da sie mir vollkommen fremd ist. Nicht nur aus Achtung vor dem hohen Gerichtshof, sondern weil es überhaupt meine Gewohnheit ist, spreche ich die Wahrheit, wenn ich Sie versichere, daß ich von dem großen Drama, welches sich nach den Aussagen der Frau v. Schildlein in meiner nächsten Nähe und unter meinen Augen abspielte, und dessen Held ich selbst war, keine Ahnung hatte. Was Frau v. Schildlein erzählt hat über ihr Verhältniß zu mir, ist, soweit ich dabei betheiligt bin, richtig. Wir haben uns früher kennen gelernt, wir haben uns nach längerer Trennung wieder gesehen, ich habe Frau v. Schildlein mit meiner verstorbenen Frau bekannt gemacht; aber das war auch Alles. Ich gestehe zu, daß ich die vortrefflichen Eigenschaften meiner Gattin nicht gebührend anerkannt habe, mir selbst

kam die Reue darüber, und es reifte in mir der Beschluß, unser Leben zu ändern und aus dem kalten, höflichen Nebeneinanderleben ein herzliches Zusammenleben zu machen. Gerade dies war der Grund, weshalb ich, um mit den alten Gewohnheiten zu brechen, auf einige Monate meinen gewöhnlichen Aufenthaltsort in Begleitung meiner Frau verlassen wollte. Wir fuhren nach Eisenbrunn. Der Zufall fügte es, daß ich am Abend nach unserer Ankunft mit einem alten Bekannten zusammentraf und mit diesem bis in die Nacht hinein soupirte. Als ich nach Hause kam, fand ich meine Frau todt am Boden. Die Ursachen ihres Todes waren mir völlig unfaßlich, und erst als mir der Brief, den man bei ihr fand, vorgelegt wurde, und als mich der Untersuchungsrichter, Herr Hocker, darauf aufmerksam machte, daß in demselben ein Fehler enthalten sei, der offenbar daher rühre, daß der Brief dictirt wäre — erst da vermochte ich mich mit dem ungeheuerlichen Gedanken zu befremden, daß hier auf alle Fälle ein Mord vorliege, ein Verbrechen, das möglicher Weise nicht der Mord ist, welchen die Anklage in's Auge faßt, der aber doch nach meinem menschlichen Gefühl, wenn er auch durch sogenanntes amerikanißches Duell herbeigeführt wurde, Mord ist und bleibt. Ich durchschaute natürlich sofort, daß die Gegnerin meiner Frau die Frau Baronin v. Schildlein sei; aber ich selbst mochte mich nicht zum Denuncianten machen, weil ich immer noch wider Willen zweifeln wollte, und weil ich mich nicht im Stande fühlte, die Verantwortlichkeit für eine Denunciation von so ungeheurer

Schwere zu tragen. Ich schwieg deshalb. Mein Schweigen wurde als ein Zeichen meiner Mitschuld aufgefaßt, und um diese Mitschuld zu motiviren, addirte man eine Zahl von kleinen zufälligen Erscheinungen, die sämmtlich darauf hinweisen sollten, daß ich um das Verbrechen gewußt hätte. Da war zunächst der Rum, den ich zum Thee bestellt hatte, als gravirend bezeichnet worden, weil das Gift, durch welches das Leben meiner Frau zerstört worden war, sich im Thee nicht auflösen lasse, wohl aber in mit Rum vermishtem Thee. Nun, das ist ein reiner Zufall. Die Bestellung des Rums erklärt sich einfach daraus, daß ich überhaupt niemals Thee ohne Rum trinke. Als zweites gravirendes Moment ist hingestellt worden, daß ich die Anwesenheit der Frau v. Schildlein mit auffallender Lebhaftigkeit in Abrede gestellt habe. Ich habe diese Anwesenheit in Abrede gestellt, weil ich in der That nicht wußte, daß die Dame in Eisenbronn sich aufhielt. Meine Lebhaftigkeit erklärt sich daraus, daß ich ungehalten war über einige verletzende Bemerkungen, welche bei dieser Gelegenheit fielen, und die darauf hinzudeuten schienen, daß ich hinter dem Rücken meiner Frau die Frau Baronin hätte nachkommen lassen. Das verletzte mich umsomehr, als ich, offen gestanden, gerade nach Eisenbronn gegangen war, um mich und meine Frau den Einflüssen der Frau Baronin zu entziehen. Endlich hat man auch den Schlüssel, der in demselben Hotel gefunden wurde, in welchem ich soupirt hatte, als einen Beweis meiner Mitschuld betrachten wollen. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß der Schlüssel höchst

wahrscheinlich durch Frau v. Schildlein selbst in das Hotel gebracht ist, in welchem ich mich aufhielt, ohne eine Ahnung davon zu haben, welcher sonderbarer Gast in demselben abgestiegen. Auf die von niedriger Nachsicht eingegebenen grund- und bodenlosen Anklagen meiner Mitangeklagten auch nur ein Wort zu erwiedern, halte ich für unter meiner Würde. Ich kann nur sagen, daß alle Anklagen, welche gegen mich erhoben werden, vollständig irrig sind. Ich erwarte das Urtheil mit größter Gelassenheit, ich erwarte, daß mir dasselbe für die schwere Unbill, die ich habe ertragen müssen, volle Genugthuung gewähren werde, Genugthuung, so weit es überhaupt noch möglich ist; denn den Flecken, welchen diese Verhandlung meinem Namen angeheftet hat, vermag kein freisprechendes Erkenntniß wieder wegzumischen."

Die Ausfagen der Zeugen boten gegenüber den Ausfagen der Beschuldigten selbst nur ein geringes Interesse dar. Es wurden da eine Reihe von gar nicht in Abrede gestellten thatsächlichen Einzelheiten constatirt; sie betrafen eben die Bestellung des Rums, den Schlüssel 2c. sowie das Souper im Hotel zur Reichskrone.

Während Herr v. Dambach vernommen wurde, saß Reinhard, auf dessen Vernehmung glücklicherweise verzichtet worden war, und der sich nun im Publicum befand, wie auf glühenden Kohlen. Er hatte Todesangst, daß sein Name genannt werde, und er combinirte schon seinen Feldzugsplan, falls dies Unglück wirklich geschähe. Er zählte die nachschreibenden Correspondenten und Steuergographen und nahm sich vor, jeden Einzelnen dringend

zu bitten, seinen Namen im Berichte zu verschweigen; er musterte aufmerksam das Publicum und notirte jeden einzelnen Bekannten seiner Braut; auch diese sollten durch gütige Ueberredung zum Stillschweigen verpflichtet werden. Zum Glück waren alle diese Vorsichtsmaßregeln nicht nöthig, denn der Herr v. Dambach ging mit der allgemeinen Bezeichnung: „ich befand mich in lustiger Gesellschaft“ über den heiklen Punct, welcher die Be-theiligung der Personen am Souper betraf, hinweg. Reinhard athmete tief auf, als Herr v. Dambach seine Aussage beendet hatte.

Die Vertheidiger übertrafen sich selbst in geistreicher Entwicklung der Nichtschuld der beiden Angeklagten, d. h. Jeder plaidirte für seinen Clienten und stellte den andern in den schwärzesten Farben dar.

„Welch ein Weib!“ rief Dr. Kriegstädter mit flammender Begeisterung aus. „Ein antiker Charakter, großartig angelegt, jedes Entschlusses fähig; bewundernswerth, großartig in ihrer Liebe! O, meine Herren Geschworenen, wenn solche Charaktere wie dieser seltener werden in unserer materiellen kleinlichen Zeit, so soll gerade dies uns veranlassen, das Verständniß für jene großen Seelen zu wahren. Ja, meine Herren Geschworenen, nicht strafen wollen wir hier, wo wir bewundern müssen. Und hängt denn das Strafen von unserem Willen ab? Nein. Wir können nicht strafen, es ist nicht möglich. Was liegt denn vor? Zwei Frauen lieben einen und denselben Mann, sie lieben ihn leidenschaftlich — Sie haben die Stimme der Wahrheit aus dem Munde

meiner Clientin vernommen. — Nun, meine Herren Geschworenen, sie sehen ein, daß sie nicht mehr zusammen leben können. Mag das extravagant sein, ich will es zugeben, aber zu jener Extravaganz gehört eine Seelengröße, die uns Allen den tiefsten Respect abnöthigen muß. Das Loos trifft die Gegnerin meiner Clientin. Und nun? Greift meine Clientin zum Messer? Stößt sie es ihrer Gegnerin hinterrücks in den Hals? Nein, meine Herren, nichts von alledem. In ehrlichem Kampfe bleiben sich die beiden Gegnerinnen gegenüber bis zum letzten, verhängnißvollen Augenblicke, sie drücken sich die Hände, und meine Clientin geht. Da nimmt die Unglückliche, welche das verhängnißvolle Loos gezogen hat, mit eigener Hand die Schale, nimmt die tödtliche Substanz und macht eigenwillig ihrem Leben ein Ende. Das ist Selbstmord, nicht Mord; denn zum Begriff des Mordes gehört, daß die eine Person der andern vorsätzlich und mit Ueberlegung das Leben raubt; hier aber kann nur, wenn man die Sache am strengsten auffaßt, von Beihülfe zum Selbstmord die Rede sein. Diese Beihülfe ist aber wie der Selbstmord oder der Versuch desselben nach unsern Gesetzen straflos. Eben so wenig kann hier natürlich auch von einem Zweikampfe die Rede sein. Der Zweikampf ist ein Kampf zwischen zwei Personen mit gleichen tödtlichen Waffen, nach verabredeten Kampfregeln. Keine dieser Bedingungen trifft hier zu; hier ist nicht von Waffen die Rede, nicht von verabredeten Kampfregeln und nicht von zwei Personen, welche sich mit denselben Waffen gegenüber stehen. Hier besteht ein

ganz ungewöhnliches Uebereinkommen zwischen den beiden Betheiligten, das Loos entscheidet und der Unglückliche, welchen das Loos trifft, tödtet sich selbst. Dieser Fall ist in unsern Gesetzen gar nicht vorgesehen, und es unterliegt für mich nicht dem leisesten Zweifel, daß Sie, meine Herren Geschworenen, meine schon ohnehin hartgeprüfte Clientin frei sprechen werden.“

Dr. Merk ließ die Frage, ob Frau v. Schildlein als Mörderin zu bestrafen sei oder nicht, ganz beiseite. Für ihn war nur Eins offenbar, die Schuldblosigkeit seines Klienten. Er schloß sich wesentlich an die Worte an, welche Curt selbst gesprochen hatte, nur gab er deren Inhalt etwas poetischer wieder und schilderte auch das Zusammenleben zwischen Curt und Helene in den lieblichsten Farben der häuslichen Poesie. Daß Curt sich Vorwürfe mache, beruhe auf übertriebenem Zartgefühl. „Er war ein Mustergatte!“ rief der junge Dr. Merk begeistert aus, „und er hatte die treueste, beste Frau. Sie waren wie dazu geschaffen, sich zu verständigen; sie ergänzten sich in glücklichster Weise; aber, meine Herren Geschworenen, was der Himmel gefügt hat, hier sollte es der Mensch trennen. In das rosige, heitere Zusammenleben dieses glücklichen Ehepaars tritt eine finstere, dämonische Gestalt; sie sucht der Gattin den Gatten zu stehlen, sie sucht auch das Herz der Gattin zu vergiften. Der Zauber ihrer Persönlichkeit wirkte auch. Mein Client vergegenwärtigte sich seinen Zustand, fühlte sich einen Augenblick schwanken; aber da erwacht sein besseres Ich, der göttliche Funke der reinen Liebe flammt wieder

empor, und — erinnern Sie sich, meine Herren Geschworenen, der Worte meines Klienten, der einfach bescheidenen Worte: „Ich suchte mich ihrem Einflusse zu entziehen“ — er flieht, um sein Glück vor diesem Dämon zu bergen und sein geliebtes Weib in Sicherheit zu bringen. Schon glaubt er den Hafen erreicht zu haben, da — als er eines Abends nach Hause kommt aus heiterer, munterer Gesellschaft — da findet er sein treues Weib am Boden liegen. Der Schmerz überwältigt ihn, und zu dem unheilbaren Schmerz treten hinzu die schweren Kränkungen, welche ihm durch seine Verhaftung zugefügt werden. Nun, meine Herren, der Thatbestand an sich ist so einfach, daß darüber kaum noch zu sprechen ist, die Schuldlosigkeit meines Klienten ist so offenbar, daß es vermessene erschiene, dieselbe auch nur motiviren zu wollen. Wir fordern von Ihnen keine Gnade, keine Barmherzigkeit, wir fordern Gerechtigkeit, Genugthuung für das Unrecht, welches das vielleicht übertriebene Pflichtgefühl der Behörde gegen unsern Klienten verübt hat; und wenn Sie Gerechtigkeit sprechen wollen, so muß, ja, meine Herren Geschworenen, so muß Ihr Urtheil ein freisprechendes sein.“

Nach den Bertheidigern erhob sich der Oberstaatsanwalt und begann also: „Meine Herren Geschworenen! Wenn die Bertheidigung sachlich eben so richtig gewesen wäre, wie sie beredt war, so würde mir nichts Anderes zu thun übrig bleiben, als die Anklage fallen zu lassen, aber —“ und hier erhob der Oberstaatsanwalt die Stimme und seine beiden Hände — „ich halte sie auf-

recht, halte sie aufrecht mit aller Kraft; denn niemals bin ich von der Schuld der Angeklagten mehr überzeugt gewesen als gerade in diesem Falle. Die Vertheidigung hat versucht, und mit Glück versucht, die verfänglichsten Dinge als ganz harmlos darzustellen, das Außergewöhnliche als ganz natürlich, das Seltsamste als selbstverständlich. Ich hoffe jedoch, daß dies den gesunden Sinn nicht dauernd wird trüben können, und will ohne Mühe versuchen, den Sachverhalt, wie er sich aus den Thatfachen selbst ergibt, von aller Schönrednerei zu befreien und mit der Nüchternheit, welche der Wahrheit eigen ist, wieder herzustellen. Es liegt hier ein Verbrechen vor, verübt mit größter Schlaueit von zwei Personen an einer dritten. Bergegenwärtigen wir uns zunächst die Sachlage in großen Zügen. Meine Herren Geschworenen! Es bietet sich uns dar eine jener verhängnißvollen Nachtseiten des hohen gesellschaftlichen Lebens, von welchen die Geschichte der Gegenwart nur zu oft zu erzählen weiß. Wir sehen einen jungen Cavalier, begabt mit jener gefährlichen Verführungskunst, welche verhängnißvoll nach Opfern heischt. Er gehört einer der ehrenwerthesten Familien des Landes an, er hat den ehrenhaftesten Stand, die Vertheidigung des Vaterlandes, zu seinem Berufe erwählt, er wird gern gesehen aller Orten, kurzum man sollte glauben, der Mann müsse glücklich sein. Aber ach!" — hier seufzte der Oberstaatsanwalt und seine Stimme nahm einen sehr rührenden Ton an, „im Innern nagt der unerfättliche Ehrgeiz. Er will reich sein, will glänzen, und ein

armes, unschuldvolles Mägdlein, das ihn liebt, ist schwach genug, der Stimme der Verführung zu glauben. Nun verläßt er den Dienst des Vaterlandes, nun ist er reich, nun hat er, was er will, nun lebt er in Sauf und Brauf und kümmert sich nicht um die zarte Blume, die er mit roher Hand geknickt hat." Bei diesen Worten putzte der Oberstaatsanwalt seine Brille. „Ja, meine Herren, geknickt hat." Er suchte offenbar nach einem andern Gedanken. „Und wenn ich sage „geknickt hat“, so meine ich das in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes. Wir sehen also eine Ehe, die keine Ehe ist, der Mann hier, die Frau dort, Beide einander entfremdet, Beide nur noch äußerlich verbunden. Nun tritt in dieses Verhältniß eine Dritte. Meine Herren Geschworenen! Hier bedarf es kaum einer Charakteristik! Sie haben das Weib selbst zu beobachten die Gelegenheit gehabt und werden begreifen, daß dasselbe wohl im Stande ist, einen gleichsam magnetischen Einfluß — ich verstehe darunter betäubenden Einfluß — zu üben auf Den, der in ihre Nähe kommt. Nun, meine Herren, was will dieses Weib?" Der Herr Oberstaatsanwalt räuspert sich. „Was begehrt dieses Weib?" Der Herr Oberstaatsanwalt räuspert sich abermals. „Was verlangt dieses Weib? Meine Herren!" Bei diesen Worten zog der Oberstaatsanwalt wieder die weichen Register seines umfangreichen Organs. „Will es beglücken? Will es das gelockerte Band befestigen? Nein, es will zerstören, vernichten; es will seine abenteuerliche Vergangenheit decken mit dem Schleier einer legitimen Ehe: es will

Frau Baronin v. Klattau sein. Und deswegen muß Diejenige, welche bisher Baronin v. Klattau war, beseitigt werden. So entsteht also bei ihr der Gedanke, die Gemahlin des Herrn v. Klattau zu tödten, und kaum hat sie sich mit dem Gedanken befreundet, so setzt sie auch schon die Ausführung desselben ins Werk. Sie schreitet zur That und findet — o, meine Herren Geschworenen, es ist schrecklich — und findet an dem eigenen Gatten Beistand, Unterstützung, Hülfe. Ganz natürlich. Der Tod der Frau Baronin giebt dem leichtsinnigen Baron die völlige Freiheit seiner Handlungen wieder. Und das ist es, was er begehrt.“

Der Oberstaatsanwalt räusperte sich wieder und sprach dann: „Ich brauche diesen Punct nicht weiter auszuführen, er ist ja zu offenbar. Also man schreitet zur Ausführung. Der Herr Baron verschafft das Gift und übergiebt es seiner Helfershelferin; darauf geht er aus, nachdem er noch den Rum herbeigeschafft hat, der zur Lösung des Gifts erforderlich ist. Kaum hat er die Schwelle überschritten, so naht die Giftmischerin. Ja, meine Herren“ — der Oberstaatsanwalt reinigte wiederum seine Brille mit dem rothseidenen Taschentuch, — „die Scene, welche sich am Abend des 4. August in dem matterleuchteten Zimmer des Hotels zum Schwan zugetragen hat, sie muß entsetzlich gewesen sein. Durch List und Drohung wird die Aermste dazu gezwungen, einen Brief zu schreiben, welcher später documentiren soll, daß sie selbst sich das Leben genommen habe. Sie wird auf das Aeußerste gebracht, und, meine Herren

Geschworenen, sie schreibt diesen Brief. Es bleibt ihr nichts Anderes übrig." Bei diesen Worten zog Frau v. Schildlein ihr Taschentuch, um ein unwillkürliches Lächeln zu verbergen. „Sie schreibt also diesen Brief,“ fuhr der Oberstaatsanwalt fort, „und sobald er geschrieben ist, wird ihr durch Gewalt das Gift beigebracht. Meine Herren, ich eile zum Schluß. Die Sache scheint mir so vollkommen klar zu sein, daß ich mich eigentlich darauf hätte beschränken können, an Ihr eigenstes Gefühl zu appelliren. Ich beantrage das Schuldig für Beide.“

Der Oberstaatsanwalt setzte sich. Dr. Kriegstädter raunte seinem Collegen die Worte zu: „Der hat seine Sache aber ausnehmend brav gemacht. Könnte man denn nicht dafür sorgen, daß er immer in schwierigen Fällen plaidirte? Ich glaube, die Anklage hat uns mehr genützt als die Vertheidigung.“

Frau v. Schildlein, welche durch einen Blick und eine leichte Bewegung den Voritzenden ums Wort gebeten hatte, erhob sich und sagte sehr einfach: „Der Herr Oberstaatsanwalt irrt sich vollständig, sowohl in Betreff dessen, was er von mir, wie dessen, was er von Herrn v. Klattau sagt. Ich habe eine genaue und der Sachlage durchaus entsprechende Erklärung abgegeben und kann mich in allen Puncten darauf berufen. Aber ich habe noch ein Wort hinzuzufügen. Wenn ich in der Voruntersuchung mich habe hinreißen lassen, Herrn v. Klattau als Mitwisser zu bezeichnen, so geschah dies in einem Momente der Verzweiflung. Ich bin

es meinem Gewissen schuldig zu erklären, daß Herr v. Klattau von der ganzen Angelegenheit nichts gewußt hat. Und wenn ich das Gegentheil behauptet habe, so geschah dies aus Haß darüber, daß der Mensch, den ich so leidenschaftlich geliebt, mich verächtlich behandelte. Mein Haß war erfinderisch. Ich combinirte rein zufällige Ereignisse, um aus ihnen die Beweise seiner angeblichen Mitschuld herzustellen. Der Wahrheit gemäß erkläre ich hier feierlich: Herr v. Klattau wußte nicht, daß ich in Eisenbroun war, wußte nicht, zu welchem Zwecke ich hier war. Ich selbst habe das Gift herbeigebracht. Ich besaß es schon seit langen Jahren, ich wiederhole, daß ich es von einem Freunde mir verschaffte und daß ich sowohl wie Frau v. Klattau die Anwendbarkeit desselben kannte. Frau v. Klattau muß also, sobald ich den Rücken gekehrt habe, das Gift gelöst und sich dazu des zufälliger Weise von Herrn v. Klattau bestellten Rums bedient haben. Sie hat sich freiwillig den Tod gegeben, wie ich ihn mir freiwillig gegeben haben würde, wenn es das Loos so bestimmt hätte. Jetzt wissen Sie die Wahrheit, die volle Wahrheit, und Sie haben nun zu entscheiden, ob wir schuldig sind. Wie auch Ihr Urtheil über mich lauten möge, ich werde es ruhig entgegennehmen; Herr v. Klattau aber, das schwöre ich Ihnen zu, und mein Gewissen drängt mich, dies jetzt in diesem feierlichen Momente noch einmal auszusprechen, Herr v. Klattau wußte nichts von alledem, was geschehen ist."

Frau v. Schildlein setzte sich. Ihre Worte machten den Eindruck der größten Wahrhaftigkeit und wirkten mächtig sowohl auf die Geschworenen wie auf das Kopf an Kopf dicht gedrängte Publicum. Dem Oberstaatsanwalt trat der Schweiß vor die Stirn. Er schwankte einige Minuten, ob er noch einmal das Wort ergreifen solle oder nicht; schließlich gab er sich zufrieden und schwieg. Es war das Geschebteste, was er thun konnte.

Der Vorsitzende gab nun ein lichtvolles Resumé der ganzen Verhandlung, welches als ein Muster von Objectivität betrachtet werden konnte. Nirgends ließ er seine eigene Meinung durchblicken. Er trug die Gründe, welche für und wider die Schuld der Angeklagten sprachen, in einfacher Weise vor; daß das Resumé günstig für die Angeklagten lautete, lag eben in der Natur der Sache selbst. Er machte schließlich noch die Geschworenen darauf aufmerksam, daß, wie es die Vertheidigung auch hervorgehoben habe, der Selbstmord sowie die Beihülfe zum Selbstmord im Strafgesetzbuch nicht vorgesehen sei, daß es für das amerikanische Duell einen Paragraphen nicht gäbe, welcher den Ueberlebenden mit einer Strafe belege. Wenn sie also zu der Meinung gelangt seien, daß Frau v. Klattau sich selbst den Tod gegeben habe, so wäre Frau v. Schildlein, so entschiedene Mißbilligung ihr Verfahren auch verdienen möchte, im Sinne des Strafgesetzbuches nicht strafbar. Schließlich legte er den Geschworenen die Fragen vor, welche die Schuld der Frau v. Schildlein, an der Frau v. Klattau

einen Mord begangen zu haben, und Klattau's Beistand bei diesem Verbrechen betrafen.

Die Geschworenen zogen sich in ihr Berathungszimmer zurück, und schon nach wenigen Minuten erschienen sie wieder im VerhandlungsSaale, und der erste der Geschworenen erklärte unter feierlicher Stille des athemlos lauschenden Publicums, daß die Geschworenen beide Fragen mit absoluter Stimmenmehrheit verneint hätten.

Dieses Verdict wurde mit lautem Zurufe vom Publicum begrüßt. Der Vorsitzende ordnete die sofortige Freilassung der beiden Angeklagten an. Als Klattau sich erhob, versuchte Esther ihn zurückzuhalten. Mit einem liebevoll schmerzlichen Ausdruck sagte sie das eine Wort: „Curt“, welches so schmeichelnd, so lieblich in ihrem Munde lautete, daß es Curt energische Anstrengungen kostete, sein Vorhaben auszuführen. Ohne sich nach ihr umzusehen, verließ er den Saal und fuhr nach dem Hotel zum Schwan. Am Abend verließ er Eisenbronn.

Esther hatte im ersten Augenblick rathlos Curt von dannen gehen sehen. Plötzlich fühlte sie eine Hand, die sich vertraulich auf ihre Schulter legte. Sie sah sich um. Hocker stand vor ihr. Sie nahm seine Hand in die beiden ihrigen und drückte sie fest und innig. Sie sah ihn mit ihren durchdringenden schönen Augen dankbar selig lächelnd an, und eine Thräne schimmerte in den herrlichen Augen. „Sie sind ein Freund,“ sprach sie, und ihre Stimme zitterte. „Ihnen schulde ich Alles,

Alles. Ich gehöre nicht mehr mir selbst, ich bin die Ihre, wenn Sie mich nicht verschmähen."

Hocker bot ihr seinen Arm und flüsterte: „Ich halte Sie beim Worte; ich liebe Sie.“ Hocker fühlte ihren Arm in dem seinigen zittern. Sie sah ihn mit dem Ausdruck des höchsten Glücks lange an, ihre Wimpern schlossen sich halb und sie hauchte mit kaum vernehmbarer Stimme: „Ich liebe Sie auch; jetzt darf ich es Ihnen sagen.“

* * *

Acht Tage nach dem Schluß der Verhandlungen, die natürlich noch immer das tägliche Brod für die Unterhaltung in Eisenbronn waren, kam Reinhard zur gewohnten Stunde vor dem Mittagessen in das Haus seiner künftigen Schwiegermutter, um Hannchen zum Spaziergange abzuholen. Hannchen hatte sich noch immer nicht beruhigt, und es verging kein Tag, an dem sie nicht die Frage nach dem Verbleib ihres Bräutigams am Abend des 4. August wiederholte. Reinhard sah womöglich noch vergnügter aus als gewöhnlich. Seitdem der Proceß beendet, ohne daß sein Name in demselben genannt war, hatte die einzige Wolke, die von Zeit zu Zeit über sein lustiges Gesicht dahinhuschte, wiederum der Sonne des ungestörten Frohsinns weichen müssen. Auf Hannchen's beständig wiederkehrende Frage gab er jedesmal eine andere unvernünftige Antwort; und Hannchen, welche längst darauf verzichtet hatte, die Wahrheit zu erfahren, fragte auch mehr aus Gewohn-

heit, als aus dem Orange, den Thatbestand zu ermitteln.

„Guten, Morgen Schwiegermama, guten Morgen, Hannchen,“ grüßte Reinhard und lachte dabei, als ob diese Begrüßung außerordentlich komisch wäre.

„Nun, was hast Du denn schon wieder?“ fragte Hannchen. „Hast Du wieder irgend einen Unsinn ausgeheckt?“

„Mit der Zeit wäre es wohl gerathen, etwas würdiger zu werden,“ versetzte die Frau Rätthin, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen.

„Ich lache über die Dummheit der Männer, Hannchen,“ antwortete Reinhard seelenvergnügt, ohne dem Unwillen der Frau Rätthin, an den er gewöhnt zu sein schien, irgend welche Beachtung zu schenken. „Wirklich, die Männer sind dumm. Und die bloß Dummen sind sogar die Bevorzugten, denn sie sind gewöhnlich nicht bloß dumm, sondern dümmer. Unser Freund Hocker — — rathe einmal, was aus ihm geworden ist?“

„Ist es denn wahr?“ fragte Hannchen. „Ich habe auch davon munkeln hören, ich kann es aber nicht glauben. Ist es war, daß er mit der Schildlein die Weite gesucht hat?“

„Wenn er bloß mit ihr durchgegangen wäre,“ sagte Reinhard, „so wäre ja das Malheur noch nicht groß; aber denke Dir, Hannchen — es ist wahrhaftig zu dumm — denke Dir: er heirathet sie! Da lies.“ Und mit diesen Worten reichte er ihr ein zusammengefaltetes Blatt Papier, auf welchem die kurze lakonische Anzeige

stand: „Esther, Baronin v. Schildlein, und Karl Hocker, Verlobte.“ Die Verlobungsanzeige war nach dem Poststempel in einem ganz kleinen ungarischen Orte auf die Post gegeben.

„Nun, was sagst Du dazu?“ fragte Reinhard, der sich an der Ueberraschung seiner Braut weidete.

„Ich bin starr,“ versetzte Hannchen. „Aber wenn ich es mir überlege,“ fügte sie hinzu, „so ist eigentlich gar nichts dabei. Frau v. Schildlein ist ja unschuldig.“

„Freigesprochen, willst Du sagen! Das ist ein großer Unterschied. Nun, liebes Kind, ich kann Dir das nicht expliciren; aber Du darfst mir glauben, daß Hocker einen dummen Streich begangen hat, denn wenn das Heirathen an sich schon eine Thorheit ist...“

„So,“ sprach gehobnt die Frau Rätthin, welche jetzt zum ersten Mal von den Nadeln ihres Strickstrumpfes aufsaß und ihrem zukünftigen Schwiegersohne einen durchbohrenden Blick zuwarf. „Und das sagen Sie Ihrer künftigen Frau?“

„Weshalb denn nicht?“ fragte Reinhard unbefangen. „An sich ist Heirathen allerdings eine Dummheit, aber es giebt Ausnahmefälle; nicht wahr, Hannchen, und wir gehören zur Ausnahme? — Also ich sagte, wenn Heirathen an sich schon eine Dummheit ist, so ist es geradezu Wahnsinn, sein ganzes Leben lang der Mann einer Frau zu werden, von der alle Welt sagt: Ach so, das ist Die, die in den Proceß verwickelt war! und alle Basen und Klatschschwesteren werden hinzufügen: Etwas Wahres wird doch an der Geschichte sein!

Denn dieser unausstehliche Satz ist der allerpopulärste in Deutschland. Der arme Kerl, der Hocker, thut mir leid.“

„Was ist denn aus Herrn v. Klattau geworden?“ fragte Hannchen.

„Kein Mensch weiß es, man hat seine Spur verloren. Er wird in Hamburg oder Bremen aufs Schiff gestiegen und nach Amerika gegangen sein. Dahin geht man ja immer, wenn man sonst nicht weiß, was man machen soll. Aber lassen wir jetzt Klattau und Hocker, und sprechen wir ein ernstes Wort von unserer Angelegenheit.“

„Du siehst mir gerade aus, als wenn Du ein ernstes Wort sprechen wolltest.“

„Passe bloß auf mein Gesicht auf,“ sagte Reinhard, indem er sich der Schwiegermama näherte; und zu dieser gewandt sprach er mit Pathos: „Hochverehrungswürdigste Frau Rätthin, theuerste Schwiegermutter! Ich habe bereits vor einigen Monaten die Ehre gehabt, Ihnen in tiefster Ergebenheit zu nahen und mit einer Würde, welche Sie leider bei mir sonst vermissen, um die Hand Ihres Töchterleins Johanna anzuhalten. Die Frau Schwiegermama waren so gütig, mich nach einigen Debatten und der unvermeidlichen Weigerung, welche ich vorausgesetzt hatte, in den zukünftigen Schooß Ihrer Familie aufzunehmen. Die Frau Schwiegermama haben mich inzwischen kennen gelernt, und da es für mich auf der Welt keine einsältigere Rolle giebt, als die eines Bräutigams, so erlaube ich mir heute wiederum, eine

nicht minder ergebene Bitte vorzutragen, nämlich die: dem unseligen Zustande, in dem ich mich befinde, ein Ende zu machen. Ich erwarte wiederum eine abschlägige Antwort, ich bin darauf vorbereitet und gedenke mich bei diesem abschlägigen Bescheid nicht zu beruhigen. Ich denke also, wir machen es uns bequem, liebe Schwiegermama. Sie wissen, ich habe, was wir brauchen, um glücklich zu sein. Ich bin des Junggesellenthums von Herzen satt, Hannchen liebt mich, ich liebe Hannchen, die Sache ist also so einfach wie irgend möglich; also machen Sie weiter keine Umstände, Schwiegermama: auf wann die Hochzeit? Ich habe heute Morgen ein Häuschen gemiethet, das am 1. Januar künftigen Jahres frei wird, und ich meine, wir verheirathen uns am Sylvestertage. Ich denke mir das reizend, so ins neue Jahr hinein zu heirathen; da heirathet man das ganze Jahr. Nicht wahr, Sie sind einverstanden? Sagen Sie kein Wort, ich errathe Ihre Gedanken! So, nun lassen Sie sich umgrmen, schönsten Dank, Sie sind die beste Mama von der Welt!! Also, Hannchen, am 31. December ist Hochzeit."

Während dieser letzten Worte hatte Reinhard die Frau Rätthin umfaßt und hatte mit ihr; ohne auf ihr Sträuben zu achten, sammt ihrem Strickstrumpf im Zimmer herumgetanzt. Vergeblich versuchte die arme Frau Rätthin ein Wort hervorzubringen. „Jawohl!“ rief Reinhard jedesmal, wenn sie die Lippen öffnete. „Ich weiß, liebe Schwiegermama, Sie sind gut. Ja, ja, ich errathe Sie. Nicht wahr, am 31. December, das wollten Sie doch sagen? ja!“ und er tanzte so

lange mit ihr, bis sie ganz erschöpft auf einen Sessel nieder sank.

„Der Mensch tödtet mich, Hannchen! Tödtet Deine Mutter!“

„Jawohl,“ rief Reinhard ausgelassen, „hier wird gemordet. Mord und Todtschlag, anders thun wir's nicht in Eisenbronn.“

Hannchen hatte, während Reinhard mit der Frau Rätthin im Zimmer herumsprang, zunächst versucht, ernst zu bleiben, aber schließlich fing auch sie an herzlich zu lachen, und das empörte die Frau Rätthin am meisten.

„Und Du kannst lachen, während Deine arme Mutter...“

„Gemeuchelt wird,“ setzte Reinhard hinzu, „es ist empörend! Das eigene Fleisch und Blut empört sich gegen Sie, Frau Rätthin; aber schon in der Bibel steht: „Darum wird eine Tochter ihre Mutter verlassen und ihrem Manne anhangen; denn sie werden sein ein Fleisch.“ Ich glaube, so heißt's.“

„Und das nennt der Mensch ernst reden“, ficherte Hannchen und schüttelte mit dem Kopfe.

„Also nicht wahr, liebe Schwiegermama, es ist abgemacht, am 31. December ist Hochzeit?“ Und Reinhard sah mit seinen großen freundlichen Augen die Frau Rätthin so vergnügt an, daß sie wider ihren Willen lächeln mußte und mit erzwungener Unwilligkeit sagte: „Sie sind ein großes Kind.“

Reinhard gab seiner Schwiegermutter einen herzhaften Kuß und schloß Hannchen in seine Arme.

„Aber Du hast mir noch immer nicht gesagt, wo Du am 4. August gewesen bist.“

„Ich beobachtete eine Mondfinsterniß,“ versetzte Reinhard ganz ruhig.

Die Frau Rätbin schien sich ihrer Schwäche nachträglich etwas zu schämen. Sie versuchte noch einmal die vorschriftsmäßige Opposition geltend zu machen.

„Und die Aussteuer?“ fragte sie bedächtig.

„Gerechter Himmel!“ rief Reinhard. „Ist sie denn noch nicht fertig, die verwünschte Aussteuer? Seitdem ich hier ein- und ausgehe, haben Sie doch wenigstens schon sechsunddreißig Paar Strümpfe gestrickt; das genügt doch für den ersten Bedarf.“

„Schweig!“ rief Hannchen, „das verstehst Du nicht.“

„Also am 31. December ist Hochzeit.“

„Ja, aber bloß unter einer Bedingung: daß Du mir sagst, wo Du am Abend des 4. August gewesen bist.“

„Das versteht sich,“ bekräftigte Reinhard. „Und nun komm, Hannchen, sonst kommen wir heute um unsern Spaziergang.“

* * *

Fünf Jahre sind vergangen, seitdem Eisenbronn der Schauplatz des ergreifenden Dramas gewesen ist. Reinhard ist glücklicher Familienvater von zwei prächtigen Jungen, deren jüngster allerdings erst sieben Wochen alt ist, aber mit ungewöhnlicher Intelligenz die anmuthigsten Manieren verbindet. Reinhard ist trotz der erlangten Vaterwürde noch immer nicht vernünftig geworden, aber Hannchen ist mit ihm zufrieden

wie er ist, und auch die Frau Rätlin Wellner hat sich, nachdem sie sich von seiner Unverbesserlichkeit gründlich überzeugt hat, in das Unvermeidliche gefunden und über ihrer Liebe zu den beiden kleinen Enkeln die Beschwerden über Reinhard's nicht genügend „gesetztes Wesen“ allmählich ganz vergessen. Reinhard trägt seine Frau auf den Händen und wird von ihr vergöttert. „Es sind die reinen Kinder“, wie die alten Basen in der Stadt sagen; aber glückliche Kinder, die sich ihr Leben durch tausend und abertausend Kleinigkeiten verschönen, für welche Der, welcher den poetischen Reiz dieser kleinen Ueberflüssigkeiten nicht versteht, nur ein mitleidiges Lächeln hat. Hannchen hat ihre alte Frage noch immer nicht vergessen, und wenn sie irgend einen Wunsch gegen Reinhard zu äußern hat, leitet sie diesen damit ein: „Du hast mir aber noch immer nicht gesagt, wo Du am 4. August gewesen bist.“ Reinhard versteht dieses Vorspiel und antwortet darauf mit der neuen Frage: „Was hast Du denn wieder auf dem Herzen?“

Und wieder war es August geworden, und wieder hatte sich der kleine Badeort mit eleganten Fremden aus aller Herren Ländern gefüllt, und wieder erfreute das Orchester durch seine lustigen Weisen die Curgäste, welche den schönen Sommerabend im Garten verbrachten. Reinhard und Hannchen saßen, wie gewöhnlich, an einem unter Buschwerk verdeckten Tische und plauderten und lachten. Sie musterten die vorüberziehenden Gruppen, und Reinhard machte über jede Gruppe und jedes Individuum einige mehr oder minder schlechte Bemerkungen.

„Was ist denn das für eine lange Latte?“ sagte er, indem er auf einen hageren, hoch aufgeschossenen Mann hinsah; „es muß ein Cavallerielieutenant sein; er geht daher wie ein Storch im Salat.“

Der schlanke Herr, welcher mit dieser Charakteristik beglückt war, kam langsam näher und sah zerstreut zu dem jungen Ehepaar hinüber. Plötzlich blieb er stehen, fixirte Reinhard sehr scharf, trat auf ihn zu und sprach, indem er grüßte: „Wenn ich nicht irre, habe ich die Ehre, Herrn Assessor Reinhard zu sprechen.“

Reinhard war aufgestanden, verbeugte sich zustimmend und sagte: „Ich glaube auch das Vergnügen zu haben, Ihnen bereits begegnet zu sein; ich gestehe, daß ich in diesem Augenblicke aber nicht weiß, wo und wann.“

„Wissen Sie nicht mehr,“ sagte der Erstere, „am Abend des 4. August . . .“

Bei diesen Worten leuchteten Hannchen's Augen auf, Reinhard gab mit seinem vorgeschobenen rechten Fuße dem Indiscreten ein sehr vernehmliches Zeichen. „Jawohl, jawohl,“ unterbrach er, „ich entsinne mich ganz genau. Darf ich mir das Vergnügen machen, Sie meiner Frau vorzustellen, Herr . . .“

„Dambach ist mein Name.“

„Herr v. Dambach; meine Frau.“

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr v. Dambach?“ sagte Hannchen. „Sie haben vom 4. August gesprochen; es war wohl sehr hübsch an jenem Abend?“

Dambach wollte antworten, aber Reinhard fiel ihm ins Wort:

„Aber, liebsteß Hännchen, wie kann es hübsch sein, wenn man getrennt ist von denen, die man liebt. — Nun, Herr v. Dambach, was haben Sie denn in der ganzen Zeit angefangen?“

„Ich bin inzwischen Invalid geworden, Herr Assessor; ich habe bei Königgrätz einen recht unangenehmen Schuß bekommen. Wenn Sie mich beim Gehen beobachtet hätten, würden Sie es bemerkt haben.“

Reinhard machte sich stille Vorwürfe über seine böshafte Bemerkung, und um das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken, fragte er, nachdem er kurz sein Bedauern ausgesprochen hatte, ob er nichts von Herrn v. Klattau gehört habe.

„Ist Ihnen das Schicksal des armen Menschen nicht bekannt?“ versetzte Dambach ganz erstaunt. Reinhard verneinte die Frage. „Klattau ist gefallen,“ fuhr Dambach fort. „Nach dem traurigen Proceß ließ er sich anwerben für das Freiwilligencorps, welches Maximilian's Herrschaft in Mexico vertheidigen sollte. In einer der letzten Schlachten, die von den Imperialisten verloren wurde, raffte ihn die Kugel eines juaristischen Soldaten hinweg. Sie traf ihn mitten in die Brust. Er diente unter einem fremden Namen und erst durch die bei der Leiche gefundenen Papiere wurde seine Identität festgestellt. Die Papiere wurden den deutschen Behörden überliefert und gelangten an die Adresse seiner Familie, welche allerdings alles Mögliche gethan hat, um über das Ende des Herrn v. Klattau das tiefste Schweigen zu bewahren; vermuthlich fürchtete man da-

durch von Neuem dem Zeitungsſcandal Stoff zu geben. Seine früheren Kameraden aber haben Kenntniß von dem Tode Klattau's erhalten und das Schickſal des armen Menſchen auß Tiefſte beklagt. Wie es ſcheint, ſind in ſeiner Briettaſche verſchiedene Briefe der Frau v. Schildlein gefunden worden, welche keinen Zweifel darüber laſſen, daß Klattau von der ganzen Sache, wie er es auch behauptete, kein Wort gewußt hat. Die Familie erkannte dieſe Briefe als diejenigen, welche ihr zur Uebermittlung an Herrn v. Klattau aus einem kleinen Orte bei Fiume zugegangen waren. Dort ſcheint Frau v. Schildlein zu leben; und die Neue über das Geſchehene mag ſie bewogen haben, an Klattau zu ſchreiben, um von ihm Verzeihung für alles Das zu erbitten, was er ihrethalben hat erdulden müſſen. Der arme Menſch iſt nun todt, und er hat den ſchönſten Tod gefunden, den ein Soldat begehren kann: den Tod im Kampf und auf dem Feld der Ehre."

Dambach's Erzählung hatte Reinhard und Hannchen ernſt geſtimmt; die Unterhaltung wollte nicht mehr in rechten Fluß kommen, und da es inzwischen auch ſchon ziemlich ſpät geworden war, ſtand Hannchen auf und gab dadurch das Signal zum Aufbruch. Dambach verabschiedete ſich von dem jungen Ehepaar, nachdem er ihnen das Verſprechen gegeben hatte, ihnen in den nächſten Tagen einen Beſuch zu machen.

Als Reinhard in ſein Zimmer trat, fand er auf ſeinem Arbeitstiſche einen großen Brief liegen. Er be-

sah die Aufschrift, und ehe er ihn noch geöffnet hatte, rief er seine Frau.

„Sieh einmal, Hannchen, das ist doch ein sonderbares Zusammentreffen: Poststempel Fiume! Kennst Du die Handschrift?“ Hannchen besah die Aufschrift des Couverts und schüttelte mit dem Kopfe. „Der Brief kommt von Hocker,“ sagte Reinhard, indem er das Siegel löste.

„Was mag Hocker von Dir wollen?“

Reinhard setzte sich; Hannchen legte ihren Arm auf seine Schultern. Er entfaltete den starken Brief, und da er mit Ausnahme des verhängnißvollen 4. August kein Geheimniß vor seiner Frau hatte, las er mit lauter Stimme:

„Mein lieber, theurer Freund!

Ich bin der unglücklichste Mensch von der Welt, nachdem ich vier Jahre lang der glücklichste Mensch gewesen bin. Meine Frau ist gestorben, und auf dem Sterbebette hat sie mir ein Geständniß abgelegt, das mich tödten wird. Esther hat Frau v. Klattau ermordet. Dieser eine Satz sagt Dir Alles. Ich bin nicht mehr fähig, meine Gedanken zu fassen. Seitdem ich die fürchterliche Wahrheit erfahren und das heißgeliebte Weib verloren habe, empfinde ich nichts mehr, schreckt mich nichts mehr; ja die Aussicht, daß ich in irgend einem Irrenhause mein Dasein beschließen werde, erscheint mir sogar tröstlich.

Meine Frau ist vor acht Tagen beerdigt worden. Ich habe seitdem das Zimmer nicht verlassen und weiß

nicht, ob ich es wieder verlassen werde. Ich schreibe Dir, weil ich die traurige Pflicht habe, Esther's letzten Willen auszuführen. Die beifolgende Aufzeichnung, die Du lesen magst, — denn mir ist an der Geheimhaltung derselben gar nichts mehr gelegen und ich fühle der Oeffentlichkeit gegenüber eine grenzenlose Gleichgültigkeit, — soll ich auf schnellstem Wege Herrn v. Klattau übergeben; ich soll ihn aufsuchen, dies sind Esther's eigene Worte, „auf welchem Winkel der Erde er sich auch aufhalten möge.“

Ich soll seine Verzeihung erwirken. Ich bin aber jetzt nicht im Stande, eine Reise zu machen; und der Arzt, den ich heute Abend ernstlich consultirt habe, hat mir nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß ich vielleicht ganz und gar darauf verzichten müßte, meinen jetzigen Aufenthalt zu verändern, und daß ich, wenn ich wichtige Sachen zu erledigen hätte, wohl daran thäte, mich eines Vermittlers zu bedienen; mit anderen Worten, er hat mich nahezu aufgegeben.

Ich kenne nun keinen Vermittler außer Dir. Du bist mir stets ein lieber Freund gewesen und ich weiß, daß sich hinter Deiner tollen Laune und Deinem Uebermuth, die Du Dir hoffentlich erhalten hast, ein treues, warmes Freundesherz verbirgt. Suche also Herrn v. Klattau auf, und übergieb ihm die beifolgenden Blätter. Wenn er mit der Veröffentlichung derselben noch einige Zeit warten kann, so wird er mir ersparen, daß ich die Schmach meiner verstorbenen Frau noch erlebe. Ich lege darauf keinen besondern Werth, sondern

bemerke dies nur nebenbei. Die Hauptsache ist, daß Klattau baldmöglichst Esther's Wunsche gemäß die für ihn bestimmten Blätter erhält. Du kennst ja Herrn v. Klattau, Du hast an jenem verhängnißvollen 4. August mit ihm zusammen soupir . . ." Reinhard stockte eine Secunde. Er erröthete.

„Ries nur weiter,“ bat Hannchen, indem sie seine Wangen liebevoll klopfte.

... „Und hast ihn später bei den Verhandlungen wieder-gesehen. Er wird der unglücklichen Esther die entsetzliche That, welche sie begangen hat, freilich nie vergeben können, aber er wird Mitleid mit ihr empfinden; denn die blinde Leidenschaft hat sie dazu getrieben und sie hat schwer dafür gebüßt.

Ja, liebster Freund, noch heute sage ich, noch heute, da ich Alles weiß, es war ein herrliches Weib. Wir haben hier an dem einsamen Strande des Adriatischen Meeres in einem Dorfe, das nur von Fischern bewohnt ist und niemals von einem Fremden auch nur flüchtig besucht wird, unvergeßliche Tage, selige Jahre zugebracht. Und wie war sie lieb, wie innig, wie herzlich! Sie lebte nur meinem Glücke, und erst hier fühlte ich die Wohlthat des Daseins. Wir waren zu glücklich, oder vielmehr, ich war zu glücklich; denn Esther empfand immer und immer ein Gefühl der Bangigkeit, der Aengstlichkeit, das ich früher nicht begreifen konnte; es drängte sich zwischen uns ein gespensterhafter Schatten, den nur ihr Auge erblickte. Ich sah sie bisweilen mitten in der Nacht auffpringen von ihrem Lager, hörte sie stöhnen,

und wenn ich nach dem Grunde ihrer Exaltation fragte, hatte sie immer dieselbe Antwort: „Es ist nichts, lieber Freund, wahrhaftig nichts“, dann küßte sie mir die Stirn und beruhigt schlief sie wieder ein. Und ich war so kurzichtig, wie man es eben nur im Glück ist: ich merkte nichts. Die Leute auf der Straße raunten sich schon zu: „Was sieht die arme junge Frau elend und mager aus“, ich merkte nichts; sie welkte in meinen Armen dahin wie eine gebrochene Blume, und erst als der Tod ihr Herz schon angefressen hatte, gingen mir Blindem die Augen auf; da sah ich das blühende, schöne Weib gebrochen, zermalmt. Der Arzt, den ich herbeigerufen hatte, schüttelte nachdenklich den Kopf und sagte mir, als er mich verließ: „Es ist zu spät. Sie ist unheilbar“. Esther wollte den Arzt kaum empfangen. „Ich brauche keinen Arzt“, sagte sie, „ich brauche einen Beichtvater“, und als ich ihr da zu Füßen sank und sie beschwor, mir Alles zu sagen, was sie bedrücke, da nahm sie meine Hand zwischen ihre weißen, durchsichtigen, abgemagerten Händchen, die schon die unheimliche Farbe des Todes hatten. Sie richtete sich auf, stützte sich auf meinen Arm und bat mich, sie zu ihrem Schreibtisch zu führen. Sie öffnete denselben und nahm aus einem verschlossenen Fach die beifolgenden Blätter, die sie mir stumm in die Hand drückte, während die Thränen über ihre Wangen liefen. Während ich sie auf ihren Sessel zurückführte, sagte sie mir: „Ich fühle, es geht mit mir zu Ende; vergieb mir und habe Dank für Alles, was Du gethan hast. Du hast mich so glücklich gemacht,

wie ich es sein konnte. Aus den Blättern, die ich Dir gegeben habe, wirst Du erfahren, was ich nicht mehr zu sagen vermag. Diese Blätter soll Herr v. Klattau erhalten; suche ihn auf, und auf welchem Winkel des Erdbodens Du ihn auch finden magst, übergieb sie ihm. Ich schulde ihm die Wahrheit; denn ich bin die Mörderin seiner Frau“. Die letzteren Worte sprach sie so leise, daß sie kaum noch vernehmbar waren. Mir starrete das Blut in den Adern. Ich war nicht im Stande, ein Wort zu sagen. „Vergiebst Du mir?“ hauchte Esther, indem sie mich mit ihren wundervollen Augen ansah. Ich konnte nicht antworten, ich nickte mit dem Kopfe. Da schwebte ein dankbares Lächeln um ihren Mund, ein letzter tiefer Athemzug — und sie war todt. Das Lächeln verklärte das Antlitz der Todten, und lächelnd ist sie begraben worden. Lebe wohl, theurer Freund!

Dein Hofer.“

Hannchen hatte sich die Thränen getrocknet, die ihr, während Reinhard las, langsam und unaufhaltsam über die Wangen liefen. „Dies nur weiter“, bat sie, und Reinhard las die Einlage, die von Esther's energischer Hand geschrieben war.

„Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, Curt, es läßt mir keine Ruhe. Sie haben meine Briefe, in denen ich Sie um Verzeihung bat, nicht beantwortet. Sie haben Recht gethan. Ich bin die Mörderin Ihrer Frau. Ich habe sie nie geliebt, meine Freundschaft war erlogen. Aber Sie, Curt, habe ich geliebt, so wahr mir Gott helfe.

Und diese unselige Liebe hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Ich habe nicht einmal die Entschuldigung für mich, in einem Augenblicke des Zorns und der ersten Aufwallung das Verbrechen begangen zu haben; ich habe es sorgsam überlegt und mit entsetzlicher Vorsicht ruhig zu Ende geführt. Ich war wahnsinnig, sonst kann ich es nicht begreifen. Ich wußte, Curt, daß Sie mich liebten und daß Ihnen Ihre Frau nicht genügte, und ich wußte, daß ich das Weib war, welches Sie verstand, welches Sie beglücken konnte. Dieses Bewußtsein, sowie die Wahrnehmung, daß Sie sich, Dank der verwünschten Gewohnheit, dennoch allmählich mir entfremdeten, daß Sie aus reiner Trägheit des Herzens Ihr Weib zu lieben anfangen, hat mich zu der unseligen That getrieben. Fragen Sie nicht nach den näheren Motiven, ich weiß sie selbst nicht! ich fühlte nur, daß Helene uns im Wege stand und daß sie aus dem Wege geräumt werden mußte. Und ich that es. Sie wissen, Helene schenkte mir blindes Vertrauen, sie hielt mich für ihre beste Freundin. Sie sagte mir Alles, sie klagte über Ihre Flatterhaftigkeit, sie erbat meinen Rath, und ich dankte ihr für ihr Vertrauen damit, daß ich sie tödtete. Hören Sie mich an, Curt; ich will keine Redensarten machen, Sie sollen die Wahrheit kurz vernehmen, wie sie ist.

Nachdem Helene mir oftmals ihr Leid geklagt hatte, sagte ich ihr, daß ich den Grund ihres Unglücks in ihrer allzu großen Einfachheit erblicke. Sie seien ein verwöhnter und ungewöhnlicher Mensch und die langweilige

Gewöhnlichkeit vermöge Sie nicht zu fesseln, Sie seien aber im Grunde des Herzens ein guter Mensch, und wenn Sie einmal die Ueberzeugung erlangt hätten, daß Helene Sie liebe, so würde auch für Sie die Stunde der Umkehr geschlagen haben. Man müsse Sie rühren, erschütterern. „Wie soll ich es ihm beweisen?“ fragte mich Helene. „Versuchen Sie es mit einem Theater-coup“, antwortete ich. „Ich bin Komödiantin gewesen und weiß, daß die schauspielerischen Mittel auch im gewöhnlichen Leben wirkungsvoll sind. Führen Sie eine Komödie auf, fürchten Sie nicht zu scharfe Effecte. Sagen Sie zum Beispiel daß Sie sich das Leben nehmen wollen“. Helene lächelte. „Er wird mir nie glauben. Er weiß ja, daß ich religiös bin“. „Versuchen Sie es“, sagte ich; und immer wieder und wieder kam ich auf denselben Vorschlag zurück, und nach und nach befreundete sich Helene mit dem Gedanken; sie befreundete sich nicht nur damit, sondern sie glaubte sogar, daß sie die Urheberin des Gedankens sei, und bat mich, ihr bei der Ausführung behülflich zu sein.

Ich machte ihr also den Vorschlag, zunächst einen Brief an ihren Vater zu schreiben, in welchem sie ihm mittheilte, daß sie sich entschlossen habe, sich das Leben zu nehmen. Diesen Brief solle sie wie zufällig liegen und von Ihnen auffinden lassen. Helene war damit ganz einverstanden; sie hätte eben Alles gethan, was ich ihr gesagt, vorausgesetzt, daß sie sich den leisesten Erfolg davon versprochen und daraus die Hoffnung hätte schöpfen können, Sie wieder an sich zu fesseln.

Ich fühlte, daß ich sie vollkommen beherrschte und daß es mir in der That eine Kleinigkeit war, sie jede Handlung, die ich von ihr verlangte, begehren zu lassen.

Durch eine Zeitungsnotiz über ein kürzlich stattgehabtes amerikanisches Duell kam ich auf den Gedanken, die Todesdrohung, welche in Ihre Hände zu fallen bestimmt war, mit einem solchen amerikanischen Duell in Zusammenhang zu bringen. Es kostete mich wenig Mühe, Helene davon zu überzeugen, daß ein angebrohtes amerikanisches Duell viel zweckentsprechender sein würde, als der angebrohte Selbstmord. Ich sagte ihr, daß, wenn Sie einen solchen Brief fänden, Sie sich bittere Vorwürfe machen und Alles aufbieten würden, um ihr die schwarzen Gedanken zu vertreiben; daß Sie ein neues Leben beginnen, von ihrer Liebe gerührt ein guter Gatte werden, die bisher Verkannte, endlich Erkannte auf den Händen durchs Leben tragen würden. Helene war bei diesen Gedanken so glücklich, daß ich sie nicht mehr zur Ausführung zu drängen brauchte, sondern vielmehr meine ganze Beredsamkeit aufwenden mußte, um die Ausführung des „tollen Plans“, wie wir ihn nannten, auf einen günstigen Zeitpunkt hinauszuschieben. Das war kurz vor Ihrer Abreise.

Inzwischen hatten Sie Ihr Wesen gegen Helene sehr geändert, und Helene bemerkte dies. Sie war überglücklich, daß Sie freundlicher mit ihr waren, und glaubte, daß es vornehmlich meinem Einfluß auf Sie zuzuschreiben sei, wenn Sie jetzt aufmerksamer mit ihr wären, als

Sie es gewesen waren. Ich ließ sie in dem Wahne, und dieser Irrthum brachte Helene immer mehr in meine Gewalt und überzeugte sie immer mehr von meiner Freundschaft und von meiner Begabung, das Uebel, an welchem sie litt, zu heilen. Die von Ihnen beschlossene Reise hielt sie für mein Werk. Ich log ihr vor, daß ich Sie dazu getrieben hätte. Sie dankte mit Thränen in den Augen und Küssen auf die Lippen. Die Küsse ließen mich kalt. Ich haßte Helene, haßte Helene, je mehr Sie sich von mir wandten.

Da Sie immer freundlicher gegen Ihre Frau wurden, schien diese die Nothwendigkeit Dessen, was ich als Komödie bezeichnet hatte, nicht mehr einzusehen. „Wir wollen es sein lassen“, sagte sie zu mir; „es kostet mich eine fürchterliche Ueberwindung, meinen Mann zu belügen, und noch dazu in einer so raffinirten Weise zu belügen. Wenn ich nicht wüßte, daß es zu seinem und zu meinem Heil geschieht, und wenn ich nicht zu Ihnen, Esther, das vollste Zutrauen hätte, ich würde mich nie mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, solchen Spuk aufzuführen. Es ist gewiß nicht recht, wenn ich es thue, und wir wollen es lieber sein lassen . . .“ Ich erkannte die Gefahr für mich, ich erkannte, daß die Trennung von mir hinreichen würde, um mich vergessen zu machen; und ich wollte von Ihnen nicht vergessen werden, Curt. Ich sagte also zu Helene, daß ich es gerade jetzt für richtig hielt, den gehegten Plan endlich auszuführen; mißlinge er jetzt, sollten Sie das Manöver

durchschauen, so würden Sie ihr jetzt eher verzeihen als früher, und gelänge er ihr, so könnte Helene Sie ja nachträglich um Verzeihung bitten, Ihnen die volle Wahrheit gestehen, Ihnen sagen, daß sie durch mich auf den abenteuerlichen Gedanken gekommen sei, daß ich ihr die Ausführung angerathen, weil ich nur Euer Bestes gewollt hätte. „Ich verstehe Sie zwar nicht, liebe Esther,“ sagte Helene, „aber ich habe Sie oft nicht verstanden, und Sie haben immer Recht gehabt. Ich thue, was Sie wollen. Und wenn Sie mir erlauben, daß ich Curt die Sache später erzählen darf, so schwinden meine letzten Bedenken. Ich werde es ihm bald sagen, denn ich kann die Lüge nicht mit mir herumtragen.“ — „Sie müssen das Eisen schmieden, so lange es warm ist,“ fügte ich hinzu. „Curt befindet sich in der Krisis; wir müssen derselben den richtigen Verlauf geben, und Alles ist gut. Ich kenne Curt, kenne ihn längst und bin überzeugt, daß es ihn unendlich rühren wird, wenn er von Ihnen unzweideutige und anscheinend tragische Beweise Ihrer unbegrenzten Liebe erhält, Ihrer Liebe, die so weit geht, daß Sie den Tod suchen würden, wenn Sie die seinige nicht erlangen können. Und das ist ja wahr, Helene, und etwas Anderes bedeutet ja die ganze Komödie nicht. Die Form ist absonderlich; aber der Stoff ist gut, und Curt kann etwas Absonderliches vertragen. Ich rathe Ihnen als Freundin und rathe Ihnen gut. Jetzt bietet sich die schönste Gelegenheit dar, Sie verreisen, Sie bezeichnen mich in dem Brief als Ihre Gegnerin. Ich mache die Sache noch wahrscheinlicher dadurch, daß ich

Sie an einem bestimmten Abend besuche, heimlich und hinter dem Rücken Ihres Mannes, aber so, daß man mich sieht. Gewiß, liebe Freundin, werde ich Ihnen den Gefallen thun. Die Unannehmlichkeiten einer kleinen Reise fallen doch wahrlich nicht in die Waagschale, wenn es sich um das Glück der besten Freundin handelt. Also ich komme heimlich an einem Abend zu Ihnen, wenn Curt nicht da ist, verschwinde wieder, hinterlasse aber irgendwo die unzweideutigsten Beweise meines Vorhandenseins. Curt findet den Brief. Er wird mich tödtlich hassen, aber das schadet nichts; er sinkt zu Ihren Füßen und bittet um Verzeihung für Alles, was er gethan hat, schwört Ihnen zu, ein neues Leben anzufangen, und Sie werden glücklich und zufrieden sein. Ich werde dabei allerdings geopfert, aber wahre Freundschaft heischt bisweilen solche Opfer.“ Helene dankte mir gerührt. Wir kamen überein, daß ich am 4. August nach Eisenbronn kommen sollte, sie werde dafür sorgen, daß sie allein sei, werde Müdigkeit oder Kopfschmerzen vorschützen, um nicht auszugehen — und wir wußten ja, daß Sie es nicht den ganzen Abend im Hotel aushalten würden. Sobald Sie sich entfernt hätten, würde sie ein Taschentuch am Fensterknopf befestigen und mir dadurch ein Zeichen geben, daß ich sie allein fände. Sie behielt sich vor, mir unmittelbar nach ihrer Ankunft in Eisenbronn die Nummer und Lage ihres Zimmers genau anzugeben.

Ich erhielt in der That gleich nach ihrer Ankunft einen Brief, welcher diese Angabe enthielt, und der zu-

fall begünstigte mein Unternehmen in jeder Weise. Sobald ich in Eisenbrunn angekommen war, begab ich mich in das Hotel zum Schwan und erkannte schon auf der Straße das verabredete Zeichen. Es war in der Dämmerstunde, ich war tief verschleiert, konnte beim Portier vorübergehen und unbemerkt in das von Ihnen und Ihrer Frau bewohnte Zimmer treten. Ich war merkwürdig ruhig. Wenn ich daran denke, begreife ich mich noch immer nicht, wie ich es durchgesetzt habe, alle Aufregung zu bannen. Wir umarmten uns freundschaftlich. Helene sträubte sich jetzt, wo es zur Ausführung kommen sollte, mehr als ich erwartet hatte; aber schließlich schrieb sie doch den Brief. Da sie nicht wußte, wie sie die „Komödie“ einkleiden sollte, dictirte ich ihr denselben, und der verhängnißvolle Hörfehler lenkte zuerst den Verdacht auf die Möglichkeit eines Verbrechens.

Wir lachten, während wir den Brief schrieben, und Helene sagte mir noch: „Ich kann Ihnen wirklich nicht versprechen, ob ich den Muth habe, den Brief von Curt finden zu lassen, und wenn ich es thue, kann ich wenigstens nicht versprechen, daß ich mich nicht verrathen werde. Die Sache ist doch zu abenteuerlich, er wird mir's nie glauben.“ — „Zwingen will ich Sie nicht, liebe Freundin,“ sagte ich nun; „stecken Sie wenigstens den Brief zu sich, und wenn Sie andern Sinnes werden, vernichten Sie ihn.“ — „Ich will es mir wenigstens einige Tage überlegen,“ sagte Helene, indem sie den Brief in ihre Tasche steckte. „Und wenn die Tollheit auch keinen andern Zweck gehabt hat als den, uns wie-

derzusehen und mir einen Beweis Ihrer Freundschaft zu geben, so ist es ja schon genügend.“ „Nun aber,“ nahm ich das Wort, „habe ich meine Pflicht gethan und muß mich empfehlen, ich möchte doch hier nicht gesehen werden. Wir wollen noch auf glückliche Genesung anstoßen, auf die Heilung aller Schäden, auf die Befestigung unserer Freundschaft und die Erstarkung Ihrer ehelichen Liebe, und dann leben Sie wohl, liebe Helene! Ich möchte mich hier nicht finden lassen.“ Helene stand auf und wollte den Zimmerkellner rufen. „Was haben Sie vor?“ fragte ich. „Wir wollen ja anstoßen,“ antwortete Helene. „Ich will eine Flasche Wein bestellen.“ „Bedarf es dazu des Weins? Auf das Getränk kommt ja nichts an; die Gesinnung thut's,“ sagte ich. „Dort steht das Theeservice; der unschuldige Thee genügt ja vollauf.“ — „Meinetwegen,“ lachte Helene, „ich trinke aus Curt's Tasse.“ Und sie stand auf, nahm ihre Tasse und ging in das Nebenzimmer, um dieselbe auszuspülen. Ich goß in die Tasse, aus welcher Sie getrunken, einige Tropfen Thee mit Rum und leerte den Inhalt der kleinen Flasche, die ich mitgebracht hatte, darauf nahm ich das Service, trug es in das Nebenzimmer und sagte zu Helene: „Mir ist es so, als höre ich Jemanden auf dem Gänge, es ist besser, wir stoßen hier an.“ Helene goß mir Thee ein. Ich hatte nur eine Angst, nämlich die, daß sie möglicher Weise auch Ihre Tasse reinigen würde. Die Angst war unbegründet, Helene füllte die Tasse bis zur Hälfte und sagte lächelnd: „Wenn uns jetzt die Männer sähen, sie würden uns

schön auslachen, mit Thee anzustoßen. Das ist wieder eine Ihrer himmlischen verrückten Ideen." — „Nun einen herzhaften Schluck,“ sagte ich; wir stießen an, tranken, und in demselben Augenblick schwankte Helene, ihr Auge wurde starr. „Was ist das?“ sprach sie sehr scharf. Sie taumelte und fiel zu Boden. Man hatte mich über die fürchterlich schnelle Wirkung des Giftes nicht getäuscht. Als ich ihr die Tasse aus der Hand nahm, athmete sie indessen noch. Ich stellte die Tasse auf den Präsentirteller. Ich fühlte nicht das mindeste Mitleid und ging ruhig, wie ich gekommen war.

Das ist die Wahrheit, Curt. Ich habe das Verbrechen begangen, weil ich Sie geliebt habe. Ich habe Sie gehaßt in demselben Augenblicke, wo Sie sich verächtlich von mir abwendeten. Ich habe dem besten Manne, der nicht ahnte, welche Sünde meine Seele bedrückte, die Hand zum ewigen Bunde geboten und bin ihm eine treue Gattin gewesen. Aber das Gewissen, das Gewissen! Es ist wieder erwacht. Ich habe keine Ruhe, keine Rast, ich habe keinen freien Augenblick, keine sorglose Secunde. Im Wachen, im Traume, überall verfolgt mich der eine Gedanke, die Angst schnürt mir die Kehle zusammen, ich wollte, ich wäre todt. Nun, ich fühle, daß ich bald von den namenlosen Qualen erlöst werde. Und Sie sollen erfahren, Curt, Sie und die Welt, welche furchtbare Reue ich empfinde. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich keine Redensarten machen will, und deswegen erlassen Sie mir, daß ich Ihnen meinen Seelenzustand schildere. Ich bin das elendeste Geschöpf

auf der Erde. In beständigem Bangen, in ewiger Furcht rollt sich eine Stunde nach der andern ab. Ich habe keine Freude mehr, keine! Leben Sie wohl, Curt. Sie werden mir nie verzeihen; aber wenn Ihnen dieser Brief zugeht, werden Sie wenigstens die Genugthuung haben, zu erfahren, daß Helene gerächt ist. Ich versichere Sie, daß die Verurtheilung, welche etwa der Gerichtshof ausgesprochen hätte, ein läppisches Kinderspiel gewesen wäre im Vergleich zu den Strafen, zu welchen mich mein Gewissen verurtheilt hat.

Leben Sie wohl.

Esther."

Als Reinhard die Lectüre beendet hatte, warf sich Hannchen schluchzend an seine Brust. Das arme Weibchen konnte nichts Anderes sagen als: „Das ist ja fürchterlich.“

Reinhard drückte sie innig an sich, und während er ihr die Wangen zärtlich klopfte, sagte er, der ebenfalls tief ergriffen war: „Was soll ich mit der Unglücksbotschaft anfangen? an Mattau kann ich sie ja nicht mehr befördern.“

Hannchen athmete tief und sagte: „Es wird mir freilich schwer, mich von Dir auf einige Tage zu trennen; aber ich meine, es bleibt Dir nichts Anderes zu thun übrig, als dem armen Hocker die Blätter persönlich wieder zuzustellen. Reise zu ihm, und wenn Du ihn bewegen kannst, sein Fischerdorf zu verlassen — wir haben ja Platz genug im Hause — und wenn er zwei Freunde

um sich sieht und unsere beiden Jungen, vielleicht tröstet's ihn."

Reinhard drückte herzlich die Hand seiner Frau und küßte sie auf die lieben Augen, aus denen noch immer die Thränen langsam herunterrollten. „Hannchen,“ sagte er, „Du bist ein Engel, Sorge dafür, daß morgen mein Koffer gepackt ist.“

* * *

Am 31. December nahm an der fünfjährigen Hochzeitsfeier des Reinhard'schen Ehepaars außer der Schwiegermama zum ersten Mal ein Fremder Theil. Es war eigentlich kein Fremder; denn Hocker, welcher kurz vor Weihnachten in Eisenbrunn eingetroffen war und in dem Hause seines Freundes die herzlichste Aufnahme gefunden hatte, gehörte zur Familie. Er sah freilich sehr bleich und sehr vergrämt aus, er sprach wenig und blickte fast immer still vor sich hin; aber wenn der älteste kleine Junge um ihn herumspielte und ihm mit reizender kindischer Schwachhaftigkeit das unge-reimteste Zeug vorplapperte, dann erheiterte sich sein Gesicht, und er strich seinem kleinen Liebling die blonden Locken. Der unverwüßliche Humor Reinhard's, die lebenswürdige Natürlichkeit Hannchen's und die köstlichen Kindereien des Jungen haben schon jetzt auf die Gemüthsstimmung Hocker's einen sehr wohlthätigen Einfluß ausgeübt, und der Arzt hat Reinhard die Versicherung gegeben, daß Hocker völlig genesen werde. Vom Tode

der Frau Baronin, von Curt und Esther ist nie wieder gesprochen worden, und Hannchen hat ihren Mann nie wieder gefragt, wo er am Abend des 4. August gewesen ist.



E n d e.















